Sagen und geschichten der stadt Wien

Johann W. Holczabek, Winter

26267.54

BOUGHT WITH

THE INCOME FROM THE

SUBSCRIPTION FUND

BEGUN IN 1858.

NOV 16 1886

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Türkennoth (1683).

(Rüdiger von Starhemberg auf der Bastei.)

Digitized by Google

Sagen und Geschichten

der

Stadt Wien.

Nach den besten Quellen bearbeitet

von

J. W. Holzabek und A. Winter.

Erstes Bändchen.

(Mit drei Abbildungen.)

Zweite Auflage.

Wien 1886.

Verlag von Carl Graeser.

I. Akademiestraße 2b.

Digitized by Google

26267.54

NOV16 1886

Subscription Fund.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Domsagen:

		Seite
1.	Meister Buchsbaum, der Baumeister von St. Stephan	1
2.	Die Kegelstatt am Stephansthurme	5
3.	Die Todtenmette	10
4.	Kreuz und Halbmond	13
5.	Der Fahnenschwinger von St. Stephan	16

Sagen und Geschichten:

1.	Der Stock im Eisen	21
2.	Der Klagbaum	25
3.	Der Hungerbrunnen	29
4.	Die Sage von der Bärenmühle	33
5.	Die Heuschreckennoth	35
6.	Der Pfaff vom Kahlenberg	39
7.	Gevatter Tod	43
8.	Der geheimnisvolle Fremde in Wien	49
9.	„Küssdenpfennig“	52
10.	Theophrastus Paracelsus und der Teufel	57
11.	Das rothe Mandl auf der Freiung	60
12.	Maria mit dem geneigten Haupt, bei den Carmelitern (Leopoldstadt)	63
13.	Die Löwenbraut	66
14.	Das sprechende Cruzifix	69
15.	Der Schustermichel	72
16.	Der Bänkelsänger Augustin	87
17.	Schab' den Rüssel	91
18.	Die Spinnerin am Kreuz	98

Digitized by Google

„Nicht viel," erwiderte rasch der Böse. „Du darfst während der ganzen Zeit dieses Baues den Namen Gottes, der heiligen Jungfrau und den keines Heiligen nennen, darfst nicht in die Kirche gehen und nicht beten. Sonst nichts!"

„Und wenn ich es dir verspreche?"

„So baue ich den Thurm!"

„Gut, es sei," rief Buchsbaum, „ich verschreibe mich der Hölle."

So war denn der entsetzliche Pakt geschlossen.

Von dieser Stunde an nahm der Thurmbau zusehends zu, wie wenn unsichtbare Hände ihn förderten, wuchsen Giebel an Giebel, und hoffnungsfreudig sah Buchsbaum das Werk gelingen.

Freilich blieb auch die Reue nicht aus, sein Gemüth verdüsterte sich, er mied seine Genossen von dieser Zeit an, und manche schwere Thräne entquoll seinen Augen, wenn er sich unbelauscht wusste.

Gott hatte er verlassen und ein Diener des Bösen war er geworden! —

So gieng er denn eines Abends spät auf den Bau, um nachzusehen, ob alles in guter Ordnung sei. Es war wie damals in jener Schreckensnacht, wo er den entsetzlichen Pakt geschlossen. Da war es ihm plötzlich, als sähe er eine weiße Gestalt bei einem Pfeiler stehen, des Mondes voller Schein traf dieselbe, ja sie war es — Marie seine Braut. Da schwanden ihm die Sinne, er vergaß seines Versprechens und laut, so laut er rufen konnte, entrang sich seinen Lippen der verhängnisvolle Name: Marie!

Aber in dem Augenblick hatte ihn schon der Böse ergriffen und unter höllischem Gelächter von dem Gerüste auf

Digitized by Google

den Platz hinuntergeſchleudert. Todt, zum Entſetzen der Leute, lag der Unglückliche auf der Erde.

Der Böſe hatte ihm die liebliche Geſtalt Mariens nur ſo vorgegauckelt, um ihn deſto ſicherer zu verderben.

Der Bau des zweiten Thurmes wurde von dieſer Stunde eingeſtellt, und unvollendet blieb dieſer bis auf den heutigen Tag.

Digitized by Google

II.

Die Kegelstatt am Stephansthurme.

Das Jahr 1499 brachte für Wien und seine Umgebung eine so reiche Weinernte, dass man nicht Fässer und Geschirre genug auftreiben konnte, das edle Nass zu bergen.

Trotzdem 27.000 Fässer nach Oberösterreich und Baiern verführt wurden, blieb noch so viel im Lande, dass die Leute nicht wussten, was sie mit dem Weine anfangen sollten; er wurde zu einem wahren Spottpreis abgegeben, so kostete eine Maß des besten Gebirgsweines 2 Pfennige, eine Maß Landwein 1 Pfennig.

Bei diesem Überflusse geschah es wohl auch, dass mancher über den Durst trank, und einige Schlemmer sollen sich sogar, wie die alte Chronik vermeldet, „zu Tode getrunken haben."

In diesem gesegneten Jahre gieng es an einem September-Nachmittage in dem Wirthshause des ehrsamen Herrn Trittinsieb, welches außer der Stadt lag und zum „Berghof" genannt wurde, recht lustig her, die Geigen tönten, die Becher klangen und auf der Kegelbahn rollte Kugel um Kugel, und fiel Kegel um Kegel.

Der Meister des Kegelspieles Kunrat, von seinem unmäßigen Trinken der „Ewigtrunk" genannt, versetzte wie immer, so auch heute seine Spielgenossen über sein meisterhaftes Schieben in Bewunderung und Ärger; denn auf jeden seiner Schübe fielen „alle Neun"; er trank nach

Digitized by Google

jedem ſeiner Würfe haſtig einen Becher Wein und brach in Beifallsgejohle aus, ſeine Genoſſen zollten ihm keine Anerkennung, da ſie ja über ſein fabelhaftes Glück verdrießlich waren, und mancher Spieler behauptete feſt und ſteif, hier gehe es nicht mit rechten Dingen zu, der Kunrat müſſe mit dem Böſen im Bunde ſein. Schließlich kam es ſo weit, daſs keiner mehr mit dem „Ewigtrunk" ſpielen wollte, woraus ſich dieſer jedoch nichts machte, er ſpielte dann allein. Heute geſchah es wieder ſo, einer nach dem andern verließ die Kegelſtatt und Kunrat kegelte allein. Der Wirt ſah dieſem tollen Treiben eine Weile zu, dann wendete er ſich an den Spieler und mahnte ihn freundlich heimzukehren, da es ihm doch kein Vergnügen machen könne, ſo allein und planlos in die Luft hineinzukegeln; auch wäre es beſſer, wenn er ſeiner Frau und ſeiner Kinder gedächte, die daheim darbten.

Da wurde der wüſte Geſelle wild und ſchrie den Wirt an: „Kümmert euch um eure Sachen, nicht um die meinigen. Bin ich etwa bis heute ſchon einmal auf euerem Kerbholz geſtanden? Bringt mir lieber noch guten Wein und laſst mich ungeſchoren!"

Der Wirt entfernte ſich kopfſchüttelnd und brachte das Verlangte.

Kunrat nahm neuerdings die Kugel, warf auf die Kegel los, verfehlte aber dieſesmal das Ziel; denn eine Hand, ſchwer wie Blei, hatte ſich während des Anwurfes auf ſeine Schulter gelegt. Er ſah ſich zornig um. Da ſtand ein Mann, im langen grauen Mantel, der ſtraffe Falten warf; unter dem breiten Hute blickte ein fahles Antlitz hervor, und zwei unheimliche ſtechende Augen grinsten den einſamen Spieler an, daſs dieſem einen Moment ganz unheimlich zu Muthe wurde.

Digitized by Google

Kunrat ermannte sich jedoch schnell, stürzte einen Becher Wein hinab und rief zornig: „Was wollt ihr? Was macht ihr mit mir für Narrenpossen! Lasst mich zufrieden!“ Er nahm abermals die Kugel, um das Spiel fortzusetzen, aber die Gegenwart des unheimlichen Gastes drückte ihn nieder, er fehlte und schob ein Loch. Darüber gerieth er in solchen Zorn, dass er den fremden Gast packte und auf die Straße drängen wollte, doch dieser gab dem Wüthenden einen Stoß, dass er hinfiel und sich im Sande wälzte.

Kunrat merkte nun, dass er gegen die knochige Faust des Fremden nicht aufkommen könne und verlegte sich deshalb auf das Schimpfen, und als er sah, dass seine Lästerworte bei dem hageren Fremdling nicht verfiengen, so zog er andere Saiten auf und lud ihn ein, mit ihm ein Spiel zu machen. Der Graue war hiezu bereit; jedoch wollte der Wirt durchaus der beiden Gäste los sein, und darum erklärte er rundweg, dass er sein Local schließen und nichts mehr einschenken wolle.

Kunrat gab sich hiermit nicht zufrieden und lästerte den Wirt gottsjämmerlich; dieser kehrte sich jedoch nicht daran, sondern verlöschte die Lichter, bis auf eines, welches er in der Hand trug und sagte im barschen Tone: „Bei mir wird nichts mehr gekegelt, wenn die Herren spielen wollen, so können sie es irgend wo anders thun, meinetwegen auf der Kegelstatt am Stephansthurm und Punktum!“

Freudig rief der Kunrat: „Ja, ja, wir gehen auf den Stephansthurm zur Schiebstatt, der Thürmer ist mein Freund, der schlägt mir nichts ab.“ Zu dem Fremden gewendet fuhr er fort: „Dort spiel' ich mit euch um Mitternacht, dass die Bewohner der Reichsstadt vermeinen sollen, es hantiere oben der Böse mit seinen Gesellen.“

Digitized by Google

Das waren frevelhafte, sündhafte Worte, die zu nichts Gutem führen konnten.

Der Mann im grauen Mantel erhob drohend seinen knochigen Finger und sagte in streng verweisendem Ton: „So komm', du unverbesserlicher Wicht, wenn du Muth hast."

Ohne ein Wort mehr zu reden, stürzte Kunrat den letzten Rest des trefflichen Weines hinunter und machte sich mit seinem Begleiter auf den Weg. Sie wandelten durch die stillen, menschenleeren Straßen der Stadt, die unsicheren, schweren Tritte des wilden Zechers hallten schaurig wieder, während sein Begleiter geräuschlos über den Boden dahinschwebte.

Schon dieser Umstand und noch mehr der, dass der hagere Körper des Graumantels im Vollmondschein keinen Schatten warf, versetzten den sonst unerschrockenen Ewigtrunk in eine derartige Angst, daß er von seinem sündhaften Beginnen ablassen und heimkehren wollte. Doch sein verderbtes Gemüth unterdrückte diese bessere Regung ebenso schnell, wie sie gekommen. Sie waren so bei dem Pförtlein des großen Thurmes angelangt und Kunrat wollte an dem Fenster des Thürmers pochen, damit dieser öffne. Der Graue gab ihm jedoch durch einen Wink zu verstehen, dass er es unterlasse und legte die Hand an das fest verschlossene Pförtchen, welches augenblicklich aufsprang; beide huschten hinein. Bei einem Crucifix brannte ein Lämpchen, dieses nahm Kunrat und nun gieng es die hundertstufige Schneckenstiege hinan — bis sie endlich am Ziele waren.

Ewigtrunk stellte das flackernde Lämpchen in eine Nische, wischte sich seine schweißbedeckte, heiße Stirne und fragte dann höhnisch seinen Begleiter:

„Werft ihr immer alle Neun?"

Digitized by Google

Dieſer erwiderte: „Ich wette auf jeden Wurf, und verliere ich, ſo zahle ich dir zur Stelle jeden Betrag, den du begehrſt. Fehlſt du aber, dann wehe dir!“ „Topp, es gilt“, rief Kunrat, „aber merket wohl, hier iſt's nicht wie an den anderen Schiebſtätten. Ihr ſtellt euch mit den Rücken gegen die Kegel auf, bückt euch zur Erde nieder und werft die Kugel durch eure geöffneten Beine nach dem Ziele. Könnt ihr das?“ „Ob ich es kann!“ rief zuverſichtlich der grinſende Graue. „Ich will's dir vormachen; gib die Kugel her.“ „So werft alle Neun,“ rief der wilde Kunrat und nahm, um den Fremden zu überliſten, einen Kegel und warf ihn beim Fenſter hinaus.

„So haben wir nicht gewettet,“ rief entrüſtet der Graue, und ſein knochiger Körper verlängerte ſich, „es iſt nun an dir „alle Neun“ zu treffen, und gelingt es dir nicht, ſo biſt du mir verfallen. Ich bin der Tod und treffe neun, wo nur acht ſind. Da erſchrack Kunrat gewaltig und ſuchte verzweifelt nach einem neunten Kegel, konnte aber keinen finden.

„Nun verwegener Burſche iſt die Reihe an mir, ich will dir zeigen, wie man neun ſchiebt, wo nur acht ſind — — der neunte, der biſt du.“ Da warf Freund Hein, der ſchreckliche Menſchenwürger, die Kugel in die Kegel, daſs alle mit unheimlichem Geraſſel zuſammenſtürzten, aber auch Kunrat ſank leblos zu Boden. Das flackernde Lämpchen erloſch — — und der Tod verſchwand einem Nachtgewölke gleich in den Lüften. Am anderen Morgen fand der Thürmer ſeinen Freund todt auf der Kegelſtatt liegen.

Noch lange Zeit nachher war es Sitte, daſs die Beſucher dieſer Stätte zur Erlöſung der armen Seele des Verunglückten ein Vater unſer beten und einen Schub thun muſsten.

Digitized by Google

III.

Die Todtenmette.

Der Pfarrherr zu St. Stephan saß in der Christnacht in seiner Stube und las beim Ampelschein in der alten Chronik. Er war so vertieft in das vergilbte Buch, daſs er den brausenden Nord, der über den Friedhofhain dahinstürmte und wüthend an die Scheiben seiner Behausung schlug, gar nicht hörte.

Das bleiche Haupt auf seine Hand gestützt, saß der ernste Greis da, versunken in tiefes Sinnen, die Worte, die er soeben gelesen, wollten nicht aus seinem Gedächtnisse entschwinden.

„Wen, angethan mit seinem Grabgewand,
Zur Christnacht du erschau'st im Gotteshaus,
Dem lischt, bevor das nächste Jahr entschwand,
Der Würger, Tod, die Lebensleuchte aus." –

So die alte Chronik; wieder liest er die Zeilen und muſs sie wieder lesen, ungläubig schüttelt er das greise Haupt. Da dringt ein seltsam Geräusch an sein Ohr, dem Summen einer Fliege gleich, jetzt scheint's ihm wie ferner Beterchor. Es ist gewiſs der Sturm, der bald sich hebt und bald verstummt. Er horcht gespannt — immer lauter klingt der ungewöhnliche Schall. Auf's neue lauscht der Greis, ihm graut vor des räthselhaften Klanges Wiederhall. Er tritt an's Fenster und blickt hinüber zu dem Dom. Mondbeglänzt schimmern die Scheiben der hohen Bogenfenster; in tiefes Dunkel

Digitized by

gehüllt blickt der Riesenbau zu ihm herüber und wirft seine Schattenriss weit hinaus in das Schneegefild.

Nun dringt ganz vernehmlich aus dem Innern der Kirche von seltsam dumpfen Stimmen ein Choral.

Da überwindet der Greis die innere Scheu, er hüllt sich in den Mantel, nimmt die Leuchte zur Hand und schreitet über den eingeschneiten Stephansfreithof hinüber zur Pforte. Bevor der Schlüssel in dem Schlosse knarrt, erhebt der Priester seine Hände gen Himmel und spricht in Demuth:

„Herr, des Schirmers Pflicht,
Nicht Frevel hieß mich kommen hier heraus,
D'rum was auch meiner harrt, ich fürcht' es nicht,
Und ohne Zagen tret' ich in Dein Haus.
In Deinem Namen öffne ich das Thor,
Gelobt sei Gott!" — — —

Das Schloss klappt auf, und festen Schrittes tritt er durch die Pforte ein. Doch sieh'! Ein räthselhaftes Dunkel hüllt das Schiff der Kirche ein, darin bewegt's sich grauenhaft; im Chor und Betstuhl regt's sich von Betern. Er schärft den Blick, manch' Antlitz aus der Menge däucht ihm bekannt und doch wieder fremd; doch jeden umfließt ein faltig langes Todtenhemd.

Ei, hier kniet jung Suschen, das zum Sterben krank, seh' ich recht, dort im Betstuhl bei dem Stümpchen Licht sitzt Frau Margareth im festlichen Schmucke. Das ist ja Klaus, der auf den Stab sich stützt, neben ihm sein Enkelkind. Und nun erkennt der Pfarrherr deutlich, dass fast alle Leute seiner Gemeinde hier versammelt sind.

Nun blickt er zum Altar — davor fleht zu Gott ein greiser Priester, mit weißem wallendem Lockenhaar — jetzt wendet er sich und zeigt sein edles Angesicht — es erschaut der Pfarrherr nun sein eigen Bild.

Digitized

Da dröhnt's vom Thurme: „Eins", und wie vom Wind verweht iſt alles, alles, was er ſoeben geſehen; ganz allein ſteht er im Dom. Fröſtelnd eilt er heim in's warme Stübchen, und wieder wie zuvor, ſitzt er vor dem alten Chronikbuche.

Die Feder nimmt er darauf zur Hand und all' die Namen derer, die er in dem Dom geſehen, trägt er in die Chronik ein; ſchon iſt das Blatt voll und faſt kein Raum für ſeinen eigenen Namen; doch in kleinen Zügen ſetzt er ihn bei.

Und wieder kam die Chriſtnacht in das Land; doch fand ſich zur Morgenmette in der Kirche kein Prieſter ein, und auch die Gemeinde blieb diesmal fern;

„Denn hingerafft vom ſchwarzen Tode war
So alt als jung, wie's prophezeit der Spruch,
Und von dem Schreiber und der Beterſchaar
Verblieb der Name bloß im Chronikbuch."

Digitized by

IV.

Kreuz und Halbmond.

Das heftige Erdbeben des Jahres 1591 erschütterte den großen Thurm der St. Stephanskirche so gewaltig, daſs sich die Helmstange krümmte, an welcher der steinerne Knopf des Thurmes ruhte und es wurde, bei der bald darauf vorgenommenen Renovierung, statt der steinernen eine kupferne reichvergoldete Kugel mit einem Sterne und beweglichem Halbmonde aufgesetzt.

Der Kaiser Leopold I. beschloſs nun, nach dem glücklichen Entsatze Wien's durch die Türken 1683, statt des Halbmondes auf der Spitze des großen Thurmes das Kreuz aufsetzen zu lassen.

Der allgemeinen Aufforderung, dieses äußerst waghalsige Geschäft zu unternehmen, wollte anfänglich niemand Folge leisten, endlich erboten sich hiezu zwei Werkleute, der eine für 5000, der andere für 7000 fl., was bei dem gefährlichen Unternehmen gar nicht zu viel war.

Ein Troppauer Ziegeldecker, namens Ressytko nun erbot sich um die Summe von 1000 fl., sowie neuer Gewänder für sich und seine Söhne, das gefährliche Unternehmen nicht nur zu seinem Nutzen, sondern zu Gottes und der Heiligen Ehre zu wagen.

Gerne wurde dieses Anerbieten angenommen und am 12. Juli 1686 begann Ressytko mit seinen Söhnen die schwere Arbeit. Die in der halben Höhe des Thurmes, ober-

Digitized by Google

halb der Uhr [1]) befindliche geräumige Gallerie wurde von dem umsichtigen Meister als Stützpunkt seines nur sehr einfachen bloß aus mehreren Pfosten und Leitern bestehenden Gerüstes ausersehen.

Das war ein Aufsehen in ganz Wien, als am 14. Juli vormittags der kühne Mann von dem Hause des damaligen Bürgermeisters Schuster auszog, eine schwarzgelbe Fahne in der Hand, begleitet von einem seiner Söhne, der die Trommel schlug, umwogt von Tausenden von neugierigen Menschen.

Der sonst so stille und einsame Stephansfreithof bot ein Bild buntesten Treibens, denn wer nur irgend konnte, wollte das Ereignis mit erleben und gar viele mochten der Meinung sein, dass es einen üblen Ausgang nehmen werde. Jetzt wurden die Leitern angelegt, der Trommelwirbel war verstummt, aber auch die Menge sah athemlos dem Beginnen Ressytko's zu. Dieser bestieg sichern Trittes den Thurm und endlich erscholl ein nicht endenwollendes Hurrah, als er mit seinen Söhnen auf der Spitze des Thurmes angelangt war.

Hier band er die Fahne an die höchste Leiter und begann nun unverzagt seine schwere Arbeit. Endlich gelang es ihm und seinen Söhnen, den Mond und Stern loszulösen und auf die mächtige steinerne Rose des Thurmes zu legen.

Unten wogte die Zuschauermenge in mehr freudiger als ängstlicher Stimmung, denn die Leute sahen, wie geschickt und sicher Ressytko mit seinen Söhnen oben hantierte.

Da stellte sich der Meister aufrecht hin, ergriff einen Becher, füllte ihn mit Wein und trank der Menge zu und

---

[1]) Anmerkungen und Erläuterungen im Anhange. Siehe Anmerkung [1]).

Digitized by Google

damit auch die Jugend einen Spaſs habe, ſchüttete er einen Sack voll Obſt aus, daſs die Äpfel nur ſo herunter flogen und feuerte zuletzt eine Piſtole ab.

Mond und Stern wurden dann durch die große Gewölböffnung im Thurm in die Kirche hinabgelaſſen und als die kühnen Männer herabgekommen waren, wuſsten ſich die Leute kaum vor Freude zu faſſen und begleiteten ſie zu der kaiſerlichen Burg, wo Reſſytko mit ſeinen Söhnen dem Kaiſer Mond und Stern zu Füßen legte.

Noch bewahrt uns das bürgerliche Zeughaus dieſe Überbleibſel aus alter Zeit und kann ſie jedermann ſehen, wie ſie ehemals den Stephansthurm zum Schmuck gedient haben.

Meiſter Reſſytko war von dieſer Stunde an der geſuchteſte Ziegeldeckermeiſter Wien's, und ſein Glück war begründet.

Doch erſt am 14. September wurde das ſpaniſche Kreuz [2]) aufgeſetzt, freilich um ſchon am 14. December von dem wüthenden Sturme wieder herabgeſchleudert zu werden. Da ließ der Kirchenmeiſter Philipp Radek am 31. October 1687 durch den Steinmetz und Hüttenknecht bei St. Stephan Georg Kuchler einen beweglichen Doppeladler aus Kupfer mit einem Kreuz darüber aufſetzen, welche Arbeit neuerdings eine große Volksmenge verſammelte, unter die ſilberne und goldene Denkmünzen geworfen wurden.

Digitized by Google

V.

Der Fahnenschwinger von St. Stephan.

Kaiser Leopold I. hielt nach der Rückkehr von der Kaiserkrönung am 1. October 1658 seinen feierlichen Einzug in Wien. Die Stadt war auf das prächtigste geschmückt; Flaggen, Fahnen, Reisigguirlanden, Triumphpforten, weinspendende Brunnen [3]) gab es in Hülle und Fülle. Der Graben und Stock-im-Eisenplatz waren ebenso festlich herausgeputzt, und war besonders letzterer von einer zahllosen Menge Neugieriger besetzt; denn von der Rose des Stephansthurmes sollte, einer alten Sitte gemäß, beim Betreten dieses Platzes durch den Kaiser, eine riesige Fahne geschwungen werden. Gabriel Salzberger, einen Gärtnerburschen, hatte der ausgesetzte Lohn von zwölf Reichsthalern bewogen, das beschwerliche und gefährliche Amt des Fahnenschwingens zu unternehmen. Er saß nun schon zeitlich am Nachmittage auf seinem luftigen Posten und blickte wohlgemuth hinaus in die weiten Gefilde. Noch stand die Sonne am Himmel, noch sandte ihm der Schneeberg Grüße herüber; noch konnte er das bunte Gewimmel in den Straßen, in denen gleich Ameisen die Menschen auf- und niederwallten, bemerken — einem Könige gleich blickte er von seinem hohen, luftigen Throne mit Stolz hinab auf die Tausende von Menschen, die im feierlichsten Momente des Festes, wo er gleichsam vom Himmel aus dem Kaiser Grüße darbringen sollte — nur unter seinem Banne stehen werden. Da blitzt es auf der Burgbastei, Rauch wirbelt

Digitized by

empor, dumpfes Knallen durchzittert die Luft — der Kaiser ist auf dem Getreidemarkt angelangt, wo von einem Festzelte aus Leopold, laut Programm, die huldigende Ansprache des Bürgermeisters entgegen nimmt. Nun wird es gewiss nicht mehr lange dauern und der Kaiser seinen Einzug in den ehrwürdigen Stephansdom halten, um hier dem feierlichen Te Deum beizuwohnen. Dem Fahnenschwinger wurde bereits ob des langen Harrens bange; denn die Sonne war bereits unter die Berge gesunken, Nebel zogen träge daher, breiteten sich auf der weiten Fläche gespenstig aus und bedeckten schon Berge, Fluren und Wälder, wohl konnte er noch die Häuser und Straßen der Stadt wahrnehmen, aber bleibt der Kaiser noch länger aus, dann bricht das Dunkel der Nacht herein und dann — — da kommt endlich, endlich der Kaiser, die Freudensausbrüche der Menge drangen an das Ohr des armen Burschen, das Blinken der Waffen und der Goldgewänder belehrt ihn, dass der Kaiser nahe — und schnell ist die Fahne entrollt, und flattert weit hinaus in die Luft — des Volkes tausendstimmige Hoch durchbrausen die Luft. Der Kaiser ist in den Dom getreten, die heilige Handlung ist bald beendet, und der ermüdete Herrscher kehrt in die Burg zurück.

Auch die Menge ist bald zerstoben; in den Straßen wird es ruhig; in den Häusern sind die Lichter bereits angezündet; am Himmel erglänzen schon die hellen Sterne und in den Trinkstuben wird es laut und lebendig.

Nur einer nimmt nicht an der allgemeinen Freude Theil, der Verlassene und Vergessene sitzt hoch oben auf der Rose des Stephansthurmes und harrt bange auf Erlösung. Es ist dies der Fahnenschwinger, der sich ängstlich an die Thurmrose klammert, seine Augen schließt, um nicht den

Digitized by Google

ſchauerlichen, ſchwarzen Abgrund ſchauen zu müſſen, der ihn von allen Seiten her gähnend umgibt. Und der kalte Herbſtwind raſt daher und heult ſeine unheimlichen Melodien, da pfeift's und knarrt's und kracht's und poltert's, als käme der jüngſte Tag heran. Von Angſt und Froſt geſchüttelt, macht der Fahnenſchwinger ſeine Rechnung mit dem Himmel ab, denn er weiß, daſs er die Sonne am nächſten Morgen nicht mehr werde leuchten ſehen.

Stunde um Stunde verrinnt, ohne dem Ärmſten Erlöſung zu bringen. Der Kirchenmeiſter hatte über den verſpäteten Einzug des armen Gärtnerburſchen völlig vergeſſen, und erſt um Mitternacht erinnerte er ſich desſelben. Schnell eilte er auf den Thurm, und mit dem Beiſtande ſeiner Gehilfen holte er den vergeſſenen und verlaſſenen Fahnenſchwinger herab, um ihn, den Halbtodten, in deſſen Wohnung zu bringen. Wie erſtaunte er aber, bei dem hellen Lichte in der Stube, ſtatt der Geſtalt eines jungen, friſchen Burſchen die eines Greiſes vor ſich zu ſehen. Die große Angſt hatte das Haar des Burſchen ſchneeweiß gefärbt und ſeine Züge gealtert. Der Ärmſte verfiel bald darauf in eine ſchwere Krankheit und ſchwebte mehrere Wochen zwiſchen Leben und Tod; endlich genas er wieder, doch ſeine Jugendfriſche und Lebensfreude war auf immer dahin.

Er war der letzte Fahnenſchwinger auf dem Stephansthurme.

Digitized by Google

Sagen und Geſchichten.

I.

Der Stock im Eisen.

Auf dem Stock-im-Eisenplatze, nicht weit von dem alt-ehrwürdigen Stephansdome, in der Nische eines Hauses steht ein Baumstamm, der dicht mit Nägeln aller Art beschlagen ist, so zwar, dass man wohl nichts mehr vom Holze sehen kann. An diesen Stock im Eisen, wie er im Volksmunde heißt, knüpfen sich verschiedene Wundermären, von denen die Folgende wohl die verbreitetste ist:

Zur Zeit Leopold des Heiligen, als noch der größte Theil des heutigen Wiens aus Wäldern bestand, sollte inmitten eines dieser Wälder ein Jagdschloss für diesen Fürsten erbaut werden. Gar viele Leute von Fern und Nah fanden deshalb hier Beschäftigung und reichlichen Lohn.

Da begab es sich nun, dass ein Schlosserjunge seinem Meister, von dem er übrigens sehr übel behandelt worden war, davon lief und einen überaus künstlichen Nagel, der auch bei dem Baue des Jagdschlosses verwendet werden sollte, mitnahm.

Der Junge lief und lief und wusste selbst nicht wohin, bis er endlich ganz erschöpft unter einem Baume niedersank und weinend seines unüberlegten Schrittes, sowie seines Dieb-

Digitized by Google

ſtahles gedachte. Behalten wollte und konnte er den Nagel nicht, ſo ſchlug er ihn denn in den Baum hinein und fand dadurch ſein Herz wunderbar erleichtert.

Aber im Laufe der Zeiten wurden die Wälder immer lichter, Häuſer, Straßen und Plätze entſtanden an ihrer Stelle, nur der Baum, in welchem der kunſtvolle Nagel ſteckte, war noch immer ſchön grün. Oft genug ſaßen die Leute in ſeinem Schatten und pflegten trauliche Geſpräche.

Da kam endlich auch ſeine Zeit. Er ſollte gefällt werden. Doch der Rath der Stadt wollte ihn als Wahrzeichen erhalten wiſſen, ließ daher den oberen Theil desſelben abſägen, den Stamm mit einem Eiſenband umgeben und dasſelbe mit einem Schloſſe verſchließen, welches niemand zu öffnen im Stande ſein ſollte. Aber keiner der einheimiſchen Schloſſer getraute ſich ein ſolch' kunſtvolles Schloſs zu machen, denn ſo groß die Ehre und hoch der Verdienſt geweſen wäre, ſo ſchwierig war die Arbeit.

Da kam nun einmal ein fremder Geſelle nach Wien, niemand wußte woher er kam und wohin er gieng. Dieſer ſprach nun bei dem Rathe vor und erbot ſich ein Schloſs für den Baum zu verfertigen, das niemand mit einem zweiten Schlüſſel, als dem, der für dasſelbe eigens gemacht worden ſei öffnen könne. Sehr gerne gieng der Rath von Wien auf dieſes Anerbieten ein und bald hieng das Schloſs auf dem Eiſenband des Baumes.

Als es ſich aber um den Preis des Schloſſes handelte, da war derſelbe ſo groß und ſchier unerſchwinglich, daſs ſich der Rath weigerte, ihn zu bezahlen, worüber der fremde Schloſſergeſelle ſo zornig wurde, daſs er den Schlüſſel zu dem Schloſſe hoch in die Luft ſchleuderte und dann ſelbſt auf eine ganz unerklärliche Art verſchwand.

Digitized by

Nun war wohl das Schloſs an dem Eiſenbande des Baumes, aber öffnen konnte es niemand, denn kein noch ſo kunſtvoll gemachter Schlüſſel wollte paſſen. Der Rath ſchrieb hohe Preiſe aus für den, der das Kunſtſtück zuwege brächte; doch umſonſt war alles Bemühen der vielen Schloſſer, die das Werk unternahmen.

Es hatte aber auch eine eigene Bewandtnis mit dieſem Schlüſſel. So oft einer den zu fertigenden Schlüſſel in die Feuereſſe brachte, drehte eine unſichtbare Hand immer den Bart um, ſo, daſs er niemals in das Schloſs hineinzuzwängen war.

Nun geſchah es einſt, daſs bei einem Schloſſermeiſter ein pfiffiger und liſtreicher Lehrjunge war, der auch von der ganzen ſeltſamen Märe gehört hatte. Dieſer nahm ſich nun vor, alles aufzubieten, den richtigen Schlüſſel fertig zu bringen.

Einmal, an einem Feierabende, als Meiſter und Geſellen die Werkſtatt verlaſſen hatten, gieng er rüſtig an's Werk. Sorgſam verſchloſs er die Läden der Werkſtätte, damit ihm niemand zuſehen könne, fertigte ſich einen Schlüſſel an, ſetzte jedoch den Bart mit dem Loch verkehrt an, brachte ihn dann in die glühenden Kohlen, daſs ringsum die hellen Funken durch die Schmiede ſprühten. Da drehte eine unſichtbare Hand den Bart des Schlüſſels — aber das kam dem Lehrlinge gerade recht, denn nun paſste derſelbe.

Der Ueberglückliche überzeugte ſich noch ſelbe Nacht von der Wirkung ſeines Schlüſſels, gieng den nächſten Tag zum Rath und erbot ſich, das Schloſs an dem Baume zu öffnen, falls man ihm den Preis zuerkennen wolle.

Der Rath gelobte ihm den Preis, jedoch müſſe er ſich von der Richtigkeit der Angabe des Lehrlings zuerſt überzeugen.

Digitized by Google

Zur festgesetzten Stunde versammelte sich der Rath, und eine große Menge Neugieriger um den Baum, und namentlich waren es Schlosser, die von weit und breit herbei kamen, um das Unmögliche mit eigenen Augen zu schauen. Und richtig, kaum steckte der Lehrling den Schlüssel in das Schloss und drehte denselben ein wenig um, so sprang dasselbe klirrend auf, und das Eisenband war geöffnet.

War das ein Wunder! Der Lehrjunge empfieng den Preis und Lobsprüche über Lobsprüche; auch wurde er sofort freigesprochen und zum Gesellen gemacht.

Nicht lange darauf erhielt er sogar Meisterrecht.

Nun wurde es Sitte, dass jeder wandernde Schlossergeselle, der nach Wien gekommen war, einen Nagel in den Baumstamm schlug, so, dass dieser mit der Zeit eine förmliche eiserne Rinde bekam, von der er nun mit Recht den Namen „S t o c k = i m = E i s e n" führt.

Wer heute über den Stephansplatz geht und die hohen, meist neuen, gar schön gebauten Häuser, die vielen geputzten Menschen und zahlreichen Wagen aller Art sieht, denkt wohl nicht, dass sich hier einstens ein fast undurchdringlicher Wald befunden hat; doch der „S t o c k = i m = E i s e n" ist wohl ein Wahrzeichen für denselben für alle Ewigkeit.

Digitized by Google

II.

Der Klagbaum.

An der Stelle, wo heute die prächtige Ringstraße hinzieht und sich die die innere Stadt umgebenden Bezirke ausbreiten, befanden sich noch vor sechshundert Jahren bloß Felder, Weingärten und Waldungen. Einzelne Gehöfte und Jagdschlösser lagen zerstreut in denselben. Zu jener Zeit hatte die Stadt Wien lebhaften Verkehr mit dem Morgenlande und wurde von dort nebst vielem anderen Guten und Schlechten auch eine ansteckende Krankheit, Aussatz genannt, eingeschleppt, welche hier schrecklich an Ausdehnung gewann. Trotz der vielen Stuben (Bäder [1]), welche Wien damals hatte und trotz der umfassendsten Vorsichtsmaßregeln war diese böse, den Menschen im höchsten Grade entstellende Krankheit nicht zu bannen.

Da stiftete, (1267) zur Versorgung solcher mit dieser Krankheit behafteten Unglücklichen, der Pfarrer von St. Stephan, Meister Gerhard, außer der Stadt auf der heutigen Wieden ein Siechenhaus [2]) und eine Kapelle: „zu dem gueten sand Job", dem erhebenden Vorbilde gottergebener Geduld. Vor dem Kirchlein stand ein schöner, großer Lindenbaum, von dem aber unerklärlicher Weise manchmal zur Nachtzeit eine eigene wehklagende Gesangsweise ertönte. Die Gegend kam dadurch so in Verruf, dass niemand des Nachts dort

Digitized

vorbeizugehen wagte. Einige Zeit hindurch blieb die Wehklage aus, um ſich ſpäter mit erneuerter Kraft zu wiederholen.

Da begaben ſich eines Tages einige Bewohner der Umgegend, mit „dem Richter“ an der Spitze, zu dem Seelſorger des Spitales, mit der Bitte, die „Wehklag“, welche ihnen ſo große Furcht und Kümmernis bereite, durch fromme Gebete und Beſchwörungen bannen zu wollen.

Als der würdige Mann ihr ſonderbares Verlangen vernommen hatte, verſprach er ihnen, gegen Abend zu dem Lindenbaume zu kommen und zu ſehen, welche Bewandtnis es mit dieſer „Klag' am Baum“ habe.

Kaum war die Sonne hinter den Bergen und ſenkte ſich die Nacht über die weiten Gefilde, erſchien er auch bei dem Richter, wo ſeiner zu allererſt ein leckerer Imbiſs wartete, denn, wer weiß, welcher böſen Arbeit er entgegengieng. Doch er verſchmähte einſtweilen dieſe leibliche Nahrung, ermahnte die Anweſenden ſich mit ihm durch Gebete und fromme Betrachtungen zu dem erlöſenden Banne vorzubereiten. Nicht lange währte es, als ſchon der Wächter mit der Meldung herbeiſtürzte, der Klagebaum laſſe wieder ſein Wehe ertönen, welches weit durch die Nacht hörbar ſei, ſo daſs alle Bewohner ſich zitternd in ihre Häuſer verſteckten.

Der Prieſter erhob ſich nun und gieng, daſs Crucifix und den Weihwedel in den Händen, mit dem Richter und den Geſchwornen zu der verrufenen Stätte. Dunkel war es und unheimlich, und pochenden Herzens, von Entſetzen durchfröſtelt, zog die kleine Schaar zu dem Kirchlein, an welchem der Klagbaum ſeine Äſte emporrankte. Richtig! die wimmernden Töne erklangen und kein Zweifel, irgend ein Verwünſchter hielt hier ſeine Wehklag.[6]) Der Prieſter gieng nun allein dem Spuk entgegen. Je näher er zu dem Kirch-

Digitized by

lein kam, deſto deutlicher ſchlug der Klagton an ſein Ohr; dieſer klang ſo unheimlich und doch wieder ſo menſchlich, ſo ſchmerzhaft und doch ſo erhebend, daſs ihm ängſtlich zu Muthe wurde und er wider Willen innehielt, um Kraft und Muth zu ſammeln. Da kam es ihm bei einem hervorbrechenden Mondenſtrahle vor, als wanke eine unerkennbare Geſtalt im Schatten der Linde hin und allſogleich erhob er das Bild des Gekreuzigten in ſeiner Hand, ſprengte von dem geweihten Waſſer vor ſich hin, und rief donnernd ſeine Beſchwörung (das Exorcitium). Da ward es plötzlich ſtille ringsumher, die dunkle Geſtalt tauchte neben dem Prieſter empor und ſchrecklich, ſie ſchien ihn zu faſſen und verſchwand mit ihm hinter der Kapelle.

Die Zurückgebliebenen harrten einige Zeit in banger Erwartung der Rückkehr des Prieſters, und als dieſe nicht erfolgte, giengen ſie mit der entſetzlichen Überzeugung heim, das Geſpenſt habe den Seelſorger mit ſich genommen.

Am folgenden Morgen erſchien der Geiſtliche heiter und vergnügt in ihrer Mitte und erzählte: „Jenes Geſpenſt ſei ein wackerer Ritter und Sängersmann geweſen, deſſen Namen er nicht nennen dürfe, und das Wehlied am Lindenbaum habe Klagen über das in Wien herrſchende Gebreſte (Krankheit) enthalten. Der Sänger habe dieſen Ort ſeiner Einſamkeit wegen als beſonders paſſend gefunden, ohne zu denken, man würde einen Geiſterſpuk dahinter vermuthen. Dieſer Sänger ſoll Ottocar von Horneck[7]) (ein Dichter) geweſen ſein, der damals als Aufſeher des Gotteshauſes beſtellt war und einen nahen Hof bewohnte. Zur Nachtzeit verweilte er gern unter der Linde, um ſeinen Schmerz über die Leiden ſeines verwaiſten Vaterlandes[8]) in leiſen Klagetönen auszuhauchen.“

Digitized by Google

Die abergläubige Menge aber hielt die Aufklärung des Pfarrers für eine Verabredung mit dem vermeintlichen Gespenste und verblieb in ihrem Wahne, so dass dieses Spital von nun an zum Klagbaum genannt wurde, welcher Name bis zu dessen Auflassung[9]) verblieb. Heute erinnert uns die Klagbaumgasse an diese Sage. Das Haus in derselben mit der Nummer 3 wird als Wohnhaus Ottokar's von Horneck bezeichnet.

III.

Der Hungerbrunnen.

Wenn auch unter den ältesten Sagen in erster Reihe die von den heiligen Bäumen stehen, so spielen doch die geweihten und wunderbaren Brunnen in der Geschichte fast aller Städte und so auch Wiens eine hervorragende Rolle. Zur Geschichte der Brunnen, Quellen, Flüsse und Bäche, ihres Ursprungs und Verlaufes, der Heilkraft ihrer Wässer ꝛc. lieferten die alten Schriftsteller ganz abenteuerliche Nachrichten; eine umfassende Literatur derselben würde den Raum mehrerer Bände beanspruchen. — In nachstehenden Zeilen handelt es sich einzig und allein um eine jener Brunnen-Sagen, deren Nachklänge an gar vielen Punkten Deutschlands und der Schweiz noch zur Stunde in der Erinnerung des Volkes forttönen, — nämlich der Sagen von den Hungerbrunnen.

Einen solchen Brunnen zählte einst auch die Stadt Wien unter ihre Wahrzeichen. Derselbe gab der ehemaligen Wiener Vorstadt „Hungerbrunn" (Hungelbrunn) den Namen; doch verschwand diese Benennung wieder nach erfolgter Eintheilung Wiens in Bezirke und nur eine Straße des V. Bezirkes erhält das Andenken des Hungerbrunnens lebendig.

Das Jahr 1271 war ein für Wien sehr unheilvolles, nicht nur, dass eine zufällig ausgebrochene Feuersbrunst die

Digitized by Google

Stadt größtentheils in Asche legte, sondern sie wurde auch so wie das ganze österreichische Land durch eine unerhörte Hitze und Trockenheit dergestalt heimgesucht, dass man die Feldfrucht nicht mit der Sense abschneiden konnte, sondern mit den Händen sammeln musste.

Im Frühlinge dieses verhängnisvollen Jahres wanderten zwei Wiener Bürger hinaus vor die Thore der Stadt, um sich in Gottes freier Natur zu ergehen. Ihr Weg führte sie durch grünende Rebpflanzungen, an dem im Bau begriffenen Siechenhause „zum Klagbaum" vorüber. In der Nähe desselben fanden sie an einem Brünnlein sitzend ein altes Mütterchen, welches mit angsterfüllten Blicken in das murmelnde Wässerlein starrte. Die beiden Wanderer hielten ebenfalls bei dem lieben Brünnlein an, ergötzten sich an dem klaren Wasser desselben und hatten nicht übel Lust, sich daran zu laben. Das alte Mütterchen jedoch, ihre Absicht erkennend, sagte: „Trinket nicht von diesem Wasser, denn jeden Tropfen, der jetzt eure Zunge netzt, werdet ihr in einigen Monden mit schwerem Golde aufwiegen." Unsere beiden Wanderer betrachteten mit Erstaunen das alte Mütterlein, und einer von ihnen sprach zu demselben: „Mütterchen, erklärt uns doch eurer Rede dunklen Sinn! Wie sollten wir einige Tropfen Wasser, welches hier im Uebermaße quillt, in einigen Monden mit Gold aufwiegen?" Da erhob sich die alte Frau und sagte: „Wisset, ihr stehet hier vor dem Hungerbrunnen, dessen Quelle nur in Miss- oder Hungerjahren sprudelt; in fruchtbaren Zeiten liegt sie trocken. Dieses Jahr wird uns Theuerung und Hungersnoth, Dürre und Misswachs bringen, da der labende Born des Hungerbrunnens, der schon seit langer Zeit im Schoße der Erde schlummert, gerade heute sich wieder öffnete." Die beiden Männer, die

Digitized by Google

ſchon manches Märlein vom Hungerbrunnen vernommen hatten, unterließen das Trinken, beſchenkten das alte Mütterchen und traten den Heimweg an. Unter mannigfachen Geſprächen langten ſie vor der Stadtmauer an, ſchritten dennoch wohlgemuth durch das „Kerner-Thor" in die Stadt und machten in ihrer Stammgaſtſtube Halt, um ſich von den Strapazen der weiten Wanderung zu erholen und im trauten Kreiſe liebwerter Genoſſen die Zeit mit Geplauder zu verbringen. Nach ausreichender Labung ſuchte jeder unſerer Wanderer ſein Lager auf und über Nacht war das Abenteuer am Brunnen ſammt der Prophezeiung des alten Mütterchens verſchlafen.

Doch kaum hatte der Frühling dem Lande Ade geſagt, und der Sommer ſein Regiment angetreten, als unſere beiden Wanderer recht unliebſam an ihr Abenteuer am Hungerbrunnen erinnert wurden, denn der Sommer hielt ein zu ſtrenges Regiment; glühend fielen die Sonnenſtrahlen auf die Erde nieder, alles verſengend, verbrennend. Die Bäume ſtanden, beraubt ihres Blätterſchmuckes, trauernd da; die einſt ſo traulich murmelnden Quellen, die rauſchenden Bächlein verſtummten und zogen ſich in den Schoß der Erde zurück. Die Felder waren leer, nur hie und da ſtreckte ſchüchtern eine magere Ähre ihr Köpfchen empor und im Walde kniſterte und raſchelte das dürre Laub, bewegt vom glühend heißen Luftzuge. In der Stadt aber ſah man bekümmerte Geſtalten, welche ſich in die Kirche drängten und händeringend ihre Blicke zum Lenker aller Welten richteten, damit er ſich erbarme und den Schmachtenden erquickenden Regen ſende; doch der Allvater ſchien diesmal taub für alle Bitten, denn unaufhörlich brannte der unheilbringende Glutſtrahl der Sonne auf die ſchwer heimgeſuchte Erde.

Digitized by Google

Und wieder begegnen wir unſere beiden Wanderer, diesmal aber nicht auf dem Wege nach den Hungerbrunnen; würden ſie doch auf der Wanderung dahin verſchmachten. Diesmal lenken ſie ihre Schritte zum alten Iſter, der lieben Donau, die auch in dieſer ſchweren Zeit ihre ſegenbringenden Fluten der alten Wienerſtadt nicht vorenthält, und zwar nicht ſo majeſtätiſch wie ſonſt, aber noch immerhin in genug ſtattlicher Größe ihre Ufer beſpült. An ihrem Ufer finden wir die beiden Männer, aus der hohlen Hand begierig das aufgefangene Waſſer ſchlürfend und ſich den Gaumen und die trockene Zunge letzend. Wie gedachten ſie jetzt der Prophezeiung der Alten und des ſprudelnden Brünnleins!

Doch auch dieſe ſchwere Zeit der Nöthen gieng mit vorüber und König Ottokar hatte bei ſolch' trübſeligen Plagen vielfache Gelegenheit, ſeinen Eifer, ſeine Klugheit und Liebe zu den Öſterreichern zu zeigen, die er in der That und in Fülle bewies.

Digitized by

IV.

Die Sage von der Bärenmühle.

Zur Zeit als die Area des heutigen Bezirkes Wieden, mit Ausnahme einiger in den unabsehbaren Weingärten zerstreut liegenden Sommerhäuser, noch unbebaut war; zur Zeit als Nikolsdorf und Matzleinsdorf noch selbständige, durch Wald und Flur vom städtischen Burgfrieden getrennte Dorfschaften bildeten, kam es nicht selten vor, dass beutegierige Wölfe und Bären bei den dortigen Bewohnern zu Gaste einsprachen. [10])

Einst trug es sich zu, dass an einem eiskalten Winterabende ein stattlicher Bär bis zum „Heiliggeister Mühlschlag“ [11]) sich begab und den dortigen Müllermeister anfiel. Dieser, ein kräftiger Mann, setzte sich gegen seinen zottigen Angreifer auf das Entschiedenste zur Wehre, wurde aber vom „Meister Petz“ bald zu Boden gestreckt. Weithin erschallten die Angstrufe des zwischen Leben und Tod schwebenden Müllers. Einer seiner Knechte, der sich dicht über dem Kampfplatze im oberen Geschosse der Mühle befand, wo er arbeitete, vernahm das Hilfegeschrei seines Meisters. Eilig öffnete er ein Fenster, um die Ursache dieser herzerschütternden Töne zu erforschen und erblickte die entsetzliche Gefahr, in welcher sein Herr schwebte. Da galt es keine Zeit zu verlieren; der treue Bursche wagte einen Sprung aus dem Fenster hinab, der so glücklich gelang, dass der verwegene Geselle rittlings

Digitized by Google

auf dem Nacken des Bären, wie ein Reitersmann auf seinem Gaule, zu sitzen kam. Der eiserne Arm des Knechtes umschlang den Hals des Bären und schnürte ihm so lange und gewaltig die Kehle, dass Petz den Müller allmälig losließ, um sich seines unliebsamen Bedrückers zu entledigen. Nun war es dem Müller leicht, sich gänzlich frei zu machen und mit Beihilfe herbeigekommener Leute dem frechen Eindringlinge den Garaus zu geben. Der wackere Knecht, der durch seine Geistesgegenwart und durch sein rasches, muthiges Handeln seinem Herrn das Leben gerettet hatte, verzichtete auf eine ihm gebotene ansehnliche Belohnung und erbat sich nur die Haut des Bären, welche Bitte ihm gerne gewährt wurde. Er ließ sich daraus einen Pelz anfertigen, den er zeitlebens trug; davon erhielt er den Namen „Bärenhäuter". Später, als der Pelzträger in den Besitz eines Wirthshauses kam, übertrug er diesen Namen auf das Schild desselben. Für die Stelle, auf welcher sich das Gasthaus zum „Bärenhäuter" befunden haben soll, wird jene des „schwarzen Bären" (das heutige Hotel „zur Stadt Triest") gehalten.

Der gerettete Müller aber ließ den Bären abmalen und hieng das Conterfei über die Thüre seines Hauses. — Seit jener Zeit führte die Mühle den Namen „Bärenmühle". [12])

Digitized by Google

V.

Die Heuſchrecken-Noth.

Zu Pfingſten des Jahres 1338 waren in Oeſterreichs Gefilden ſo zahlreiche Schwärme von Heuſchrecken,[13]) daſs ihre Züge gleich ſchwarzen, großen Wolken anzuſehen waren und die Sonne verdunkelten. Sie erhoben ſich gegen Sonnenaufgang, durchſtreiften den Tag über die Luft in gemeſſenen Räumen und Abtheilungen und ließen ſich gegen Abend auf die Fluren herab, wo ſie Laub und Gras, Blüten und Saaten, Blätter, Blumen und Kräuter bis auf den Grund verheerten.

Zum Glücke blieben die Weingärten ſämmtlich von dieſen ſchlimmen Gäſten verſchont, deren herbes Product an Ranken und Blättern dem vielleicht verwöhnten Geſchmacke der Inſecten nicht zuſagen mochte.

Auch Wien und deſſen Umgebung hatte viel von dieſer Heuſchreckennoth zu leiden, und eine Begebenheit aus dieſer Zeit, wohl dem Reiche der Sage angehörig, mag am beſten die arge Landplage veranſchaulichen.

* * *

Zu Anfang des 14. Jahrhundertes lebte ein gar arger und böſer Ritter, Bertram von Grillenſtein genannt. Viel Unheil hatte er angerichtet durch ſeine Raubzüge und Gewaltthaten, welche er von ſeinem ziemlich verfallenen

Digitized by Google

Schlösslein aus, das am Fuße des Kahlenberges in der Nähe von Sievering gestanden haben soll, unternommen hatten. Er und seine Raubgesellen waren der Schrecken der ganzen Umgebung, aller Kaufleute und wehrloser Wanderer. Eines Tages, es war dies der 22. Juni des Jahres 1338, zog er mit seinen Spießgesellen schon am frühen Morgen in der Absicht aus, ein schönes, reiches Fräulein Hildegunde von Wildberg zu rauben. Dasselbe war die Tochter eines edlen Ritters, der ein stattliches Schloss an der Fischa besaß, und den Raubritter, der um das Fräulein geworben, verächtlich abgewiesen hatte.

Bei ihrem Auszuge aber wurden die Ruchlosen durch eine dichte Wolke von Heuschrecken, die eben im Auffliegen begriffen waren, erschreckt; nur der Ritter Bertram von Grillenstein lachte über die Furcht seiner Genossen und führte mit seinem Schwerte mehrere Kreuzhiebe gegen die sausenden Schwärme, die wunderlich durcheinander wirbelten, sich aber bald, gleichsam seinem ohnmächtigen Angriffe spottend, mit furchtbarem Gebrause hoch in die Luft erhoben und ihren Flug gegen Westen nahmen. Bei dem Schlosse Wildberg angelangt, lagerte sich die Rotte in der nahen Thalebene und erspähte die günstige Gelegenheit, ihr schändliches Vorhaben auszuführen.

Aber lange wurde die Geduld der rohen Bursche auf die Probe gestellt, denn erst gegen Abend zeigte sich das Fräulein, welches in Begleitung ihrer Zofe arglos außerhalb des Zwingers gegen die Fischa zu lustwandelte.

Wie der Geier auf die schüchterne Taube, stürzte Ritter Bertram auf die tödlich Erschrockene zu; all' ihr Flehen, all' ihr Bitten war umsonst, mit wilder Gewalt warf er sich mit ihr auf's Ross und sprengte mit Blitzesschnelle davon,

Digitized by Google

während ſich ſeine Begleiter der Zoſe bemächtigten und mit gleicher Eile ihrem Gebieter folgten, ehe irgend ein Burgbewohner den frechen Raub gewahren konnte. So gieng es fort über Strauch und Moor, um noch vor Anbruch der Nacht das Raubneſt zu erreichen.

Schon begann es zu dämmern, als ſie auf der weiten Fläche ankamen, welche der erſt vor Kurzem ausgerodete Wald in der Gegend des heutigen Lerchenfeldes bildete. Da ſchien eine ſich dicht herabſenkende Maſſe von Heuſchrecken ihren Weg ſperren zu wollen, während man ſchon von ferne die Hifthörner ihrer Verfolger ertönen hörte.

Bertram's Geſellen riethen einen andern Weg einzuſchlagen, denn ſie entſetzten ſich ob dieſer furchtbaren Menge des Ungeziefers. Der Ritter verlachte aber ihre Furcht und indem er ſich rühmte, dieſem Unweſen bald ein Ziel zu ſetzen, übergab er ſchnell das Fräulein einem ſeiner Begleiter, ſpornte ſein Roſs und galoppirte mit hochgeſchwungenem Schwerte in den ſchwirrenden Haufen hinein, in der Meinung ihn zu zertheilen.

Aber bald war er von der wild durcheinander tobenden Maſſe dicht umgeben und aus den Augen ſeiner Gefährten verſchwunden.

Keiner getraute ſich, ihm nachzufolgen, und da ſich der Inſectenſchwarm immer verdichtete und weiter verbreitete, ſo wollten ſie eben mit ihrer Beute einen anderen Weg einſchlagen, als Ritter Wildberg mit ſeinen Mannen herbeiſtürzte, die böſen Geſellen nach kurzem Kampfe überwältigte, ihrer mehrere erſchlug und die übrigen hart gebunden mit nach Schloſs Wildberg führte. Fräulein und Zoſe freuten ſich der unerhofften Rettung, die böſen Geſellen ereilte des andern Tages die wohlverdiente Strafe. Ritter Bertram aber

war nicht in seine Burg zurückgekehrt, weshalb unter den wenigen daselbst Zurückgelassenen große Bestürzung entstand.

Des andern Morgens machten sich darum einige Reisige auf, um zu sehen, was aus ihrem Gebieter und dessen Gefährten geworden. Eben begann der Morgen mit röthlichem Lichte zu dämmern, als sie auf das genannte Blachfeld kamen; da brauste eben der gewaltige Schwarm von Heuschrecken auf und nahm durch seine dichten Massen das Licht der aufgehenden Sonne verdunkelnd, seinen gewohnten Flug nach Westen, einen pestilenten Geruch zurücklassend.

Kaum hatten sich die Reisigen von ihrer Verwunderung über diese unheimliche Erscheinung erholt, als sie mit erstarrendem Schrecke auf dem von Laub und Gras entblößten Platze, den das verheerende Gezieser soeben verlassen hatte, das schaudervolle Gerippe eines Mannes und Pferdes entdeckten und aus den umherliegenden Leichen ihrer Gefährten, sowie aus dem glänzenden Schilde, der neben den Skeletten am Boden lag, des Ritters furchtbares Ende entnehmen konnten. Sie mochten daher nicht mehr in die Burg zurückkehren, giengen in sich und vollbrachten fortan ein bußfertiges Leben. Die Raubfeste aber wurde bald darauf auf Befehl des gerechten Herzogs Albrecht II. vom Grunde aus zerstört, so dass ihre Stätte nicht mehr gefunden werden konnte.

Gegen den Monat September aber zogen die Heuschrecken ab in die östlichen Länder, und seither blieb unser Vaterland von einer ähnlichen Landplage verschont.

Digitized by Google

VI.

Der Pfaff von Kahlenberg.[14])

Vor dem alterthümlichen und umfangreichen Schlosse der Babenberger auf dem Kahlenberge[15]) befand sich einst eine erhöhte Terasse, welche dem Blicke eine unvergleichliche Aussicht in die herrlichen Gefilde der Donau rings umher, so wie über die Residenz gewährte. Daselbst stand, als man den 12. Juli des Jahres 1332 schrieb, ein wunderlicher Mann, der seine Blicke mit sinnigem, zufriedenem Lächeln in der Gegend umherschweifen ließ. Er war im mittleren Alter, wohlgenährt und seine Kleidung bestand in einem groben, weiten Rocke von dunkelgrauer Wolle, der ihm bis an die Ferſen reichte; das Haupt bedeckte der damals übliche graue Filzhut mit halbhinaufgeschlagener Krämpe; an Schnitt und Farbe der Kleidung mochte man unschwer entnehmen, dass ihr Besitzer dem geistlichen Stande angehöre.

Es war dies Meister Wiegand von Theben, genannt der „Pfaff vom Kahlenberge", der sich lange als Hauscaplan am Hofe Herzogs Otto des Fröhlichen aufgehalten hatte und durch seinen ehrbaren Wandel und seine stete frohe Laune die Gunst des scherzliebenden Herzogs im hohen Grade genoss.

Als Otto nach dem Tode seines ältesten Bruders, Herzogs Friedrich des Schönen (1330), gemeinsam mit seinem Bruder Albrecht dem Weisen die Regierung der Erblande antrat und deshalb seinen Lieblingssitz Neuberg in

Digitized by Google

Steyermark verlaſſen muſste, da verſäumte er auch nicht ſeinen Liebling und luſtigen Rath Wiegand mit ſich zu nehmen.

Dieſer erhielt nun die erledigte Pfarre am Kahlenberge, der er mit Würde vorſtand. Beſondere Verdienſte erwarb er ſich dadurch, daſs er die verwildeten Kinder der in den zerſtreuten Hütten lebenden Bewohner ſeines Sprengels unterrichtete und zu beſſerer Zucht und Sitte anhielt.

Trotz ſeines erhabenen Berufes verließ ihn ſeine luſtige Laune nicht und in ſeinen Mußeſtunden übte er auch manch' kurzweiliges Poſſenſpiel, doch immer auf die harmloſeſte Weiſe und blos zu Scherz und Luſt, niemandem zu offenbaren Schaden; daher war er nah und fern, bei hoch und gering bekannt und beliebt.

Das Einkommen ſeiner Pfarre war nicht glänzend, er war aber damit vollkommen zufrieden; nebſt verſchiedenen Beiträgen an Lebensmitteln waren ihm auch einige Viertel [16]) Weinland am Fuße des Kahlenberges zur Dotation angewieſen, deren Erträgnis er im Kleinen ausſchenken durfte, zu welchem Zwecke er ſich zwei Knechte hielt, die das Schankgeſchäft beſorgen und Rechnung legen muſsten. Den zahlreichen Beſuchern des Kahlenberges war es ebenfalls willkommen, nach zurückgelegtem beſchwerlichem Wege ſich mit einem friſchen Trunke laben zu können; denn damals waren auf dem Lande die Gelegenheiten dazu noch nicht ſo häufig wie jetzt; auch Leute höheren Standes verſchmähten es nicht, häufige Wanderungen anzuſtellen, den munteren Pfarrherren zu ſehen, ſeine eindringlichen und kernigen Reden zu hören und ſich endlich bei ſeinem Weine gütlich zu thun.

So verzehrte denn immer ein Jahr die Vorräthe des früheren, Wiegand ſetzte das rinnende Naſs in klingende Münze um und befand ſich weidlich baß in ſeiner Stellung.

Digitized by Google

Das Jahr 1331 war ein gar arges Misjahr; es wuchs zwar viel des edlen Saftes der Reben, aber die andauernde naſſe Witterung und früh eintretende Herbſtkälte waren Urſache, daſs der Wein dieſes Jahrganges ſauer und faſt ungenießbar wurde. Da ſtand es denn gar übel um das Einkommen des würdigen Meiſters Wiegand. Die Bauern, welche ſich früher in Schaaren eingefunden und nach angehörtem Gottesdienſte mit einem guten Gläschen Wein erquickt hatten, kamen immer ſparſamer, ſie beſuchten andere Gotteshäuſer, zu denen der Weg wohl weiter, aber nicht ſo beſchwerlich war. So hätte denn der Pfarre am Kahlenberge allmähliger Verfall gedroht, wäre nicht eben der kluge Meiſter Wiegand an ihrer Spitze geſtanden, der bald einen Plan erdacht hatte, ſeine Vorräthe aufzuräumen und die Leute wieder herbeizuziehen.

Im darauffolgenden Jahre 1332 war ein gar heißer Sommer. Da ließ er eines Tages durch ſeine Leute allenthalben die Kunde verbreiten, daſs er durch vieles Nachdenken eine große Kunſt erfunden habe und am folgenden Sonntage vom Kirchenthurme aus über die Donau fliegen werde. Außerordentliche, wunderbare Dinge finden bei den Landleuten gerne Eingang und ſo geſchah es auch, daſs Meiſter Wiegand zu ſeiner innerſten Freude ſchon am früheſten Morgen viele Leute herbeiſtrömen ſah und mit Zunahme des Tages, der einer der heißeſten war, mehrten ſich die Schaaren von allen Seiten, um den unerhörten Spectakel mit anzuſehen. Der kluge Pfarrherr aber verzögerte die Anſtalten zu ſeiner ſehnlich erwarteten Production ſo lange, bis die ermüdeten und durſtigen Bauern ſattſam den ſchlechten Wein hineingeſchlürft hatten, ſo daſs endlich ſämmtliche Fäſſer auf die Neige giengen und der Zahltiſch voll von Silberpfennigen

Digitized by Google

lag. Nun beſtieg er mit ernſter und wichtiger Miene den Thurm, betrachtete die mit offenen Mäulern und in lautloſer Stille gaffende Menge längere Zeit ſchweigend und fragte endlich, ſich an das Geländer haltend und herabbeugend:

„Habt ihr Leute ſchon einmal einen Menſchen fliegen geſehen?“

Auf ihre verblüffte verneinende Antwort ſagte er ganz gelaſſen:

„Wenn ihr alſo noch keinen Menſchen fliegen geſehen habt, ſo werdet ihr mich auch nicht fliegen ſehen“ — und ſtieg gravitätiſchen Schrittes vom Thurme herab.

Die getäuſchten Bauern erhoben anfangs ein lautes Gemurre, endlich brachen ſie über die Liſt des Pfarrherren unwillkürlich in ein Gelächter aus und bereuten weder den Weg, noch das ausgegebene Geld über den guten Schwank. Viele ſchämten ſich aber, daſs ihnen der Weg zu beſchwerlich war, um hier dem Gottesdienſte beizuwohnen, daſs ſie denſelben aber aus eitler Neugierde gerne gemacht hatten. Noch mehrere Jahre lebte der wackere Wiegand auf ſeiner Pfarre und als ſich Herzog Otto der Fröhliche im Jahre 1337 wieder nach ſeinem Schloſſe Neuberg, wo er ein Karthäuſerkloſter ſtiftete, zurückzog, ſoll ihm auch der Meiſter Wiegand dahin gefolgt und dort verſtorben ſein.

Digitized by

VII.

Gevatter Tod.

Die Stadt Wien war seit jeher durch berühmte Ärzte ausgezeichnet, und so waren denn auch zu Ende des fünfzehnten Jahrhundertes mehrere sehr angesehene Doctoren daselbst. Unter diesen genoss um das Jahr 1482 insbesondere der Rector Dr. Urssenbeck an der, vom Herzog Rudolf IV. im Jahre 1365 gestifteten Universität eine ganz besondere Berühmtheit, vorzüglich dadurch, dass man ihm nachrühmte, er wäre der einzige, der gewiss anzugeben wisse, ob ein Patient gesund werde, oder ob er sterben müsse. Davon erhielt er den Namen Todtendoctor, und das Haus, in dem er wohnte und das auch sein Eigenthum war, war unter dem Namen das „Todtendoctorhaus" bekannt. Es stand neben dem sogenannten Basiliskenhaus (in der Schönlaterngasse).

Kein Wunder, dass sich an seinen Namen die verschiedensten wunderbaren Sagen knüpften, denn unsere Vorfahren deuteten sich in jenen noch wenig aufgeklärten Zeiten selbst das Natürlichste am liebsten auf übernatürliche Weise. So erzählte man denn vom Dr. Urssenbeck eine ganz eigenthümliche Geschichte. Er war nach dieser eigentlich gar kein gelehrter Doctor, sondern betrieb in früheren Jahren das ehrsame Weberhandwerk, und zwar in dem Städtchen Deckendorf bei Straubigen in Baiern. Er soll sogar ein recht armer Weber gewesen sein. Es geschah nun, dass eine

Digitized by Google

große Hungersnoth ausbrach und er mit seiner Frau und eilf Kindern gar große Noth leiden musste. Da schenkte ihm der Himmel noch ein zwölftes Kind, das war für die armen Leute ein großes Kümmernis mehr. Ja die Verhältnisse waren so traurig, dass der arme Vater nicht einmal unter seinen Bekannten und Verwandten in dem kleinen Städtchen einen Gevatter finden konnte.

Paul Urffenbeck nahm daher den Wanderstab und wollte in dem benachbarten Orte bei einem seiner Freunde anklopfen und diesen bitten, seinem Kinde zu Gevatter stehen.

Hart genug war ihm der Weg dahin, und als er seine Bitte bei diesem vorbrachte, wurde sie ihm freundlich, aber entschieden abgeschlagen.

Wieder zog der arme Mann unverrichteter Sache seines Weges zurück und war so verzweifelt, dass er sich vornahm, gar nicht mehr zu den Seinen zurückzukehren, sondern lieber zu sterben. Als er in einen tiefen dunklen Wald gekommen war, setzte er sich nieder und rief flehentlich nach dem Tode, damit ihn dieser von seinem schweren Herzensleide endlich erlöse.

Da erhellte sich plötzlich das Dunkel des Waldes, eine hohe Gestalt in dunklen Mantel gehüllt, das Gesicht von einem großen Stülphute beschattet, stand vor ihm. „Ich bin der Tod, den du rufst, was willst du von mir?“ sprach dieselbe. So gerne der arme Weber früher gestorben wäre, so gerne wollte er jetzt lieber leben. Er fiel vor dem Tod nieder und flehte ihn um Erbarmen an. Er erzählte ihm, wie er so elend sei, wie seine armen Kinder bittere Noth leiden müssten, wie er bei all' seinem Fleiße nicht im Stande sei, für die Seinen zu sorgen und wie er für sein kleinstes Kind nicht einmal einen Gevatter finden könne.

Digitized by Google

Aufmerksam hörte der Tod zu und sagte endlich: „Nun, es ist meine Sache wohl nicht, Gevatter zu stehen, aber bist du's zufrieden, so will ich dir aus der Noth helfen und dein Kind aus der Taufe heben. Sage mir nur den Ort und die Stunde, wann dein Kindlein getauft werden soll und ich erscheine zuverlässig unter deinem Dache."

Was konnte der verzweifelte Weber anderes thun, als den freundlichen Antrag des Todes annehmen. Hatten die Menschen, wie er ja erfahren, kein Erbarmen, so war er ohnehin gezwungen, sich an überirdische Wesen zu wenden. Er dankte daher dem Freunde Hein, sagte ihm auch, was er zu wissen brauchte und verabschiedete sich von ihm. Als Urssenbeck nach Hause kam, sagte er wohl, dass er einen Gevatter habe, nur nicht, wer dieser wäre.

Der Tag, an welchem die Kindtaufe stattfinden sollte, kam heran, in dem ärmlichen Hause wurde alles, so gut es eben gieng, zu dem Freudenfeste geschmückt. Die Stunde der heiligen Handlung war da, alle schon versammelt — nur der Pathe fehlte noch — in banger Erwartung behielt der Hausvater die Thüre im Auge — da klopft es dreimal, die Thür öffnet sich und der unheimliche Gevatter tritt herein. Da konnten sich die Anwesenden ob der sonderbaren Gestalt eines gewissen Grauens nicht erwehren.

Nun gieng's fort zur Kirche, wo die heilige Handlung rasch vor sich gieng. Als die Ceremonie zu Ende war, der Tod das kleine Kind von seinen Armen wieder dem Vater zurückgegeben hatte, winkte er diesem, ihm später nachzukommen. Das Kind wurde aus der Kirche nach Hause gebracht und zitternd, wenn auch nicht ohne Hoffnung, gieng der Weber zu seinem Gevatter, den er bald auch erreichte.

Digitized by Google

„Mein lieber Freund," ſo wandte ſich der Tod an den Weber, „gerne möchte ich dir für dein Kindlein ein Pathengeſchenk geben, aber ich beſitze weder Gold noch Silber, aber für dich kann ich etwas thun, du kannſt noch durch mich ein reicher und angeſehener Mann werden. Höre! Ich will dir ein Geheimnis anvertrauen und wenn du dasſelbe ordentlich ausnützeſt, ſo wird es dich ſehr glücklich machen. Bei jedem Schwerkranken bin ich zugegen, natürlich unſichtbar für jedermann; ſitze ich nun bei den Füßen desſelben, ſo wird der Kranke wieder geſund, ſitze ich jedoch bei dem Kopfe desſelben, ſo muſs derſelbe ſterben. Dir verleihe ich nun die Gabe, daſs du mich jederzeit ſiehſt, und ſo kannſt du leicht beſtimmen, ob der Kranke leben wird, oder ob er ſterben muſs. So, benütze redlich, was ich dir anvertraut und lebe wohl."

Damit verſchwand der Tod und der Weber erwachte wie aus einem Traume.

Das war in der That ein köſtliches Geheimnis, und bald genug fand ſich die beſte Gelegenheit es zu benützen. Aus dem armen Weber wurde ein geſuchter Arzt, an die Stelle ſeiner früheren Noth trat eine große Wohlhabenheit, und endlich nahm Urſſenbeck ſein Weib und ſeine zwölf Kinder und zog mit ihnen in die glorreiche Stadt Wien. Bald machte er ſich auch hier einen berühmten Namen, der „Todtendoctor" kam in die vornehmſten Kreiſe der Reſidenz und das Gold floſs ihm nur ſo zu.

Aber ſo brav der arme Weber, ſo hochmüthig war der überreiche Doctor! Je größer ſein Reichthum wurde, deſto mehr wuchs ſeine Habſucht, und hätte er alles Gold der Welt gehabt, er wäre noch immer nicht zufrieden geweſen.

Digitized by

Da geſchah es nun, daſs er einſt zu einem ſehr reichen, hochangeſehenen, aber auch ſehr ſchwer erkrankten Manne gerufen wurde. Kaum hatte er ihn angeſehen, erklärte er, der Kranke müſſe ſterben, denn er ſah den Tod bei dem Haupte desſelben ſitzen. Da ſtellte man ihm ein großes Vermögen zur Verfügung, wenn er den Kranken geſund machen wolle, viele tauſende und tauſende von Ducaten. Die Verſuchung war groß und der Geiz Urſſenbeck's konnte ihr nicht widerſtehen. Da verfiel er auf eine Liſt. Er gieng hinaus, holte vier handfeſte Bediente, und trug ihnen auf, ſie möchten das Bett ſchnell umkehren.

So unverſtändlich es ihnen auch war, ſo giengen ſie doch in die Krankenſtube und thaten, wie ihnen befohlen wurde. Der Tod ſaß nun bei den Füßen des Kranken. Der reiche Mann war gerettet.

Mit einem ſchrecklichen Blicke auf Urſſenbeck ſtand der Tod auf und entfernte ſich. Der Doctor aber ſtrich, freilich nicht ohne beſondere Angſt, das Geld ein, ſtieg in ſeine Sänfte und ließ ſich forttragen. Da kamen ſie in einen Hohlweg. Urſſenbeck ließ die Träger warten, ſtieg aus der Sänfte, ließ ſie vorausgehen und gieng ihnen langſam nach.

Da ſtand plötzlich der Tod neben ihm. „Unglücklicher, was haſt du gethan?“ fuhr er den tief erſchrockenen Urſſenbeck an. „Sterben muſst du und bereite dich vor. Für das Leben des von dir Geretteten nehme ich das deine.“

Sterben ſollte er jetzt, wo er ſo viele Reichthümer hatte, das war ſchrecklich für Urſſenbeck. Er fiel dem Tod zu Füßen und bat ihn flehentlich um Gnade. Doch dieſer war unerbittlich. Eine kleine Thür öffnete ſich plötzlich und Urſſenbeck ſah ſich in einem großen, großen Saale,

Digitized by Google

in dem tauſende von Lichtern brannten. Der Tod aber ſprach: „Wie du dieſe Lichter brennen ſiehſt, ſo bedeutet jedes das Leben eines Menſchen, hier ſieh dein Licht, bis auf ein kleines Stümpfchen iſt es herabgebrannt, gleich wird es erlöſchen.“ Da in ſeiner Todesangſt griff Urſſenbeck nach einem zweiten Lichte, um etwas von dem Wachſe desſelben zu nehmen und es auf ſein Licht zu geben. Doch kaum berührte er ſein Stümpfchen, ſo erloſch deſſen Flämmchen und todt fiel Urſſenbeck zu Boden.

Abends fand man ihn im Hohlwege liegen und begrub ihn auf dem St. Stephansfreithofe.

Digitized by Google

VIII.

Der geheimnisvolle Fremde in Wien.

Im Jahre 1485 schloss Mathias Corvinus mit einer bedeutenden Truppenmacht, darunter die von ihm neugeschaffenen Husaren, [17]) Wien im Halbkreise ein. Dadurch war alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten und es entstand eine furchtbare Theuerung und Noth, so dass schon das Fleisch von Pferden, und von der ärmeren Classe der Bevölkerung sogar Hunde- und Katzenfleisch verzehrt wurde. Alles schrie in dieser gräßlichen Lage nach Erlösung oder Übergabe.

Alle Hilfe war aber fern. Friedrich IV. befand sich in Innsbruck, Maximilian, auf dessen Energie man noch die meiste Hoffnung setzen konnte, in den Niederlanden, wo er selbst mit Unruhen zu kämpfen hatte. Es war unter diesen Umständen kein Wunder, dass sich der bedrängten Stadt allgemeine Muthlosigkeit bemächtigte, ja, dass in manchen Häusern sogar heimliche Zusammenkünfte von Missvergnügten gehalten wurden, bei welchen sich nicht selten selbst Abgeordnete aus dem Lager des Ungarkönigs einfanden, die sich unbeachtet in die Stadt geschlichen hatten.

Solche Sammelplätze der Unzufriedenen waren die Schenke zu den „drei Raben" im Rothgäßchen und das größere Einkehrwirtshaus zur „Sonne" unter den Seilern (die heutige Seilergasse). Diesen Zusammenkünften waren einige geräumige braungetäfelte Hinterstuben gewidmet, und der Anbruch des Abends war die gewöhnliche Zeit der

Digitized

Verſammlung. In der Hausflur des Wirtshauſes zur Sonne war ein Aufpaſſer poſtiert, der die Eintretenden, wenn Fremde in den Gaſtſtuben anweſend waren, in Form eines Grußes mit dem ungariſchen Worte Matsák [18]) warnte, worauf ſich dieſelben wieder geräuſchlos entfernten.

Am 11. April war eine kurze Waffenruhe geſchloſſen worden und in der Dämmerſtunde nahten ſich zwei Verhüllte mit vorſichtigen Schritten und im leiſen Geſpräche begriffen, dem Thore des Wirtshauſes zu den „drei Raben", wo ebenfalls ein Aufpaſſer aufgeſtellt war. Der eine, etwas über die mittlere Größe, breiten und markigen Angeſichtes, mit hoher Stirne, feſter und ſtämmiger Geſtalt, mit dicht gekräuſelten Haaren, warf den lebhaften Blick ſeiner dunkelblauen blitzenden Augen neugierig und forſchend um ſich, während ſein kurzes bäuriſches Gewand wunderlich mit ſeinem würdevollen Anſehen contraſtierte und der funkelnde Griff ſeines kurzen Schlachtſchwertes von Zeit zu Zeit, ſobald ſich ſein Gewand auseinanderſchlug, ſichtbar wurde.

Kaum beachtete er aber in feuriger Ungeduld die zur Vorſicht empfehlenden Winke ſeines Begleiters.

Am Eingange tönte ihnen jedoch das bedeutungsvolle Matsák des aufgeſtellten Poſtens entgegen. Deſſenungeachtet bedurfte es der ganzen Überredungskunſt und der Bitten ſeines Begleiters, den Ungeduldigen vom Eintritte zurückzuhalten.

Unwillig entfernte er ſich mit den lauten Worten: „Was haben wir wohl zu fürchten? Zwei anſäſſige Bürger ſind mit uns einverſtanden und werden uns die Stadt bald überliefern." Auf die Bitte ſeines Begleiters, Verräthern kein Vertrauen zu ſchenken, erwiderte er hohnlachend: „Sorge nicht, dieſe trügen uns nicht, ſie heißen Hunger und Zwietracht", und ſein lautes, wildes Gelächter erſtarb erſt mit ihren verhallenden Schritten.

Digitized by Google

Am folgenden Morgen verbreitete sich das Gerücht, der Ungarkönig habe sich in der Verkleidung eines Handwerksmannes in die Stadt gewagt und in der Schenke zu den „drei Raben" mit den Häuptern seiner Partei eine Unterredung gepflogen. Er sei von einigen kaiserlich Gesinnten erkannt worden und nur mit genauer Noth, während eines von seinen Anhängern erregten Auflaufes und mittelst ausgestreuter falschen Spuren, zum Schottenthore hinaus entkommen. Des folgenden Tages schritt der König zu offener Gewalt und erst im Juni kam Wien in seine Gewalt.

Er nahm seine Wohnung in einem Bürgerhause in der Kärntnerstraße, erbaute sich jedoch bald eine eigene Residenz, dem Eingange der Weihburggasse gegenüber. Dieses Gebäude, damals die Königsburg genannt, erhielt in der Folge den Namen „Hasenhaus", dann trug es das Schild „zu den drei Löwen", wurde jedoch durch neue Bauten vielfach verengt und verschmälert. Zu König Mathias Zeiten hatte es an beiden Seiten freie Räume und Wachthäuser. Der König starb auch in seiner neu erbauten Residenz, worauf Oesterreich und Wien wieder in den Besitz ihrer angestammten Herrscher zurückkamen. In der Stunde seines Todes, so erzählt die Sage, trat die Donau aus ihren Ufern, die Löwen im königlichen Schlosgarten starben, und große Schaaren von Raben (Abzeichen des Geschlechtes Hunyad, daher Corvinus) flogen mit schauderhaftem Gekrächze nach Stuhlweißenburg, dem Begräbnisorte der ungarischen Könige. In Wien blieben aber als Zeichen seiner Anwesenheit das steinerne Standbild an der Ecke der Tuchlauben in die Landskrongasse, welches den König vorstellt, wie er verkleidet in die Stadt geschlichen und der schon erwähnte Gasthof zur „Sonne", jetzt „Matschakerhof" genannt.

Digitized by Google

IX.

„Küſsdenpfennig".

Vor etwa dreihundert Jahren ſtand in der Nähe des Rothenthurmes zu Wien ein Gaſthaus „zum ſchwarzen Adler" genannt. Der Wirt, zubenannt Hanns Wangler, deſſen einziger Sohn Joſef, und Marie, eine arme Verwandte, ein gar braves und anmuthiges Mädchen, führten das Geſchäft in vorzüglicher Weiſe. So konnte es denn nicht fehlen, daſs es an Gäſten niemals mangelte, und auch Reiſende aus den fernſten Ländern hier einkehrten. So klein der Wirt auch angefangen, ſo wohlhabend war er jetzt, und ſein ganzes Beſtreben gieng dahin, ſeinen Sohn Joſef durch eine gute Heirat zu einem der reichſten Bürger Wiens zu machen.

Doch dieſer wollte von einer ſolchen Heirat nichts wiſſen, ſuchte, ſo oft der Vater darauf zu ſprechen kam, nach Ausflüchten, und endlich als dieſes nicht mehr gieng bat er den Vater ihm die Marie zur Frau geben zu wollen.

Da aber kam er gut an! Der Wirt konnte ſich vor Zorn kaum faſſen, als er den nach ſeiner Meinung thörichten Wunſch ſeines Sohnes hörte. So brav und fleißig auch Marie war, ſo arm war ſie, und Joſef ſollte doch eine der reichſten Töchter der Reſidenz heiraten. Daher erklärte er kurz und bündig, er wollte nicht ein Wort mehr über dieſe Angelegenheit hören, Marie käme aus dem Hauſe, je eher, je lieber, und Joſef habe ſich vorzubereiten, bei dem reichen

Digitized by Google

Wirte „zur grünen Weinrebe", Franz Greimb, um deſſen einziges, bildſchönes Töchterlein zu werben. Da war nun viel Jammer in dem ſonſt ſo fröhlichen Wirtshauſe, und mit verweinten Augen verrichtete die arme Marie ihre Geſchäfte und glaubte es kaum ertragen zu können, daſs ihr Bleiben in dieſem Hauſe nur noch wenige Tage währen ſolle. Joſef verzweifelte ſchier, je ſeines Herzens Wunſch in Erfüllung gehen zu ſehen, doch nahm er ſich vor, alles daran zu ſetzen, den harten Sinn ſeines Vaters zu ſeinen Gunſten zu ändern.

Eines Abends, als ſich alle Gäſte bereits entfernt hatten, der Wirt ſeine Rechnung machte, Joſef in die Schenke Ordnung brachte, Marie Teller und Gläſer blank putzte, kam noch ein gar eigenthümlicher Gaſt daher. Ein kleiner Mann in einem ſehr verwahrloſten, ärmlichen Anzuge, trotz ſeiner Jugend dennoch ſchon ganz kahlen Hauptes, mit winzigen, grauen, unheimlich ſtechenden Augen. Zu allem dem hatte er noch einen Höcker, der faſt größer war, als das armſelige Ränzchen, das er neben ſich hingelegt hatte. Der hatte ſich nun an einen der Tiſche geſetzt und ſagte:

„Bringt mir was zu eſſen und zu trinken, und ſorgt für ein gutes Bett für mich, ich habe vor, mich längere Zeit hier bei euch aufzuhalten."

Dem Wirte gefiel der Gaſt an und für ſich nicht, als er aber faſt mit herriſchem Ton und nobler Geberde ſeine Befehle gab, da war es aber auch ſchon aus mit der ohnedies geringen Geduld desſelben und er ſprach mit ſchlecht verhehltem Zorne: „Eſſen und Trinken und ein gutes Bett haben wir wohl, ob ihr es aber auch bezahlen könnt, wäre wohl auch eine Frage wert." „Bezahlen," erwiderte der kleine Mann, „wo iſt der beſte Doctor der Welt, Theo-

Digitized by Google

phraſtus Paracelſus,[19]) jemals fortgegangen ohne ſeine Schuld zu bezahlen? Und ich bin es ſelbſt, und ihr ſollt' euch glücklich ſchätzen, mir Nachtherberge geben zu dürfen."

„Was? Ich mich glücklich ſchätzen von einem ſolchen Betteljunker an der Naſe herumgeführt zu werden? Bevor ihr mir nicht zeigt, daß ihr auch zahlen könnt, bekommt ihr gar nichts von mir, höchſtens ſetze ich euch vor die Thür."

„Zeigen kann ich euch den Bettel von einem Gelde nicht, es muſs euch genügen, wenn ich euch ſage, daſs ich zahlen kann und zahlen werde. Und jetzt haltet mich nicht länger auf, ich bin hungrig und durſtig und ſehne mich nach Ruhe."

Das war dem alten Wirte zu viel, und er hätte bald aus ſeiner Drohung Ernſt gemacht, hätte ſich nicht die arg verweinte Marie des Gaſtes angenommen und gebeten, ihn nicht in die Finſternis der Nacht hinauszuſtoßen, ſie wolle von ihren kleinen Erſparniſſen die Zeche für ihn bezahlen, falls er nicht bezahlen könne.

Dem Wirte war der ganze Handel recht zuwider und mit einer keineswegs ſchmeichelhaften Bemerkung gab er dem Mädchen nach, Theophraſtus Paracelſus bekam ſein Eſſen und Trinken und es wurde ihm eine beſcheidene Kammer für dieſe Nacht angewieſen. Die Tage waren um, die Marie noch in dem Wirtshauſe bleiben durfte, und ſo hatte ſie denn mit ſchwerem Herzen ihr Bündel geſchnürt, um das rauhe Gebot des Wirtes zu befolgen. Zeitlich früh, als dieſer kaum in die Schankſtube gekommen war, trat ſie weinend vor ihn hin, um ſich für alles Gute, was ſie in ſeinem Hauſe genoſſen, zu bedanken. Da trat aber Joſef

Digitized by

hinzu und erklärte seinem Vater ganz bestimmt, wenn Marie gehe, gehe auch er, er habe ihr sein Wort gegeben und wolle es halten. Das war dem gar strengen Vater zu viel und er polterte: „Gut, so geht denn, wenn ihr wollt, geht betteln mit einander, ich will von dir, du undankbares Kind, nichts wissen, und du," sagte er zu Marie, „wisse, dass du Unglück über meine grauen Haare gebracht hast."

„Nun, nun," ließ sich plötzlich eine Stimme hören, „wer wird denn gleich gar so hart sein, Vater Wirt, gebt dem hübschen Jungen das brave Mädel, sie werden durch Fleiß und Arbeitsamkeit ersetzen, was ihnen an Geld abgeht." Es war Theophrastus Paracelsus, der die ganze Scene mit angesehen und angehört, und der nun diese Worte gesprochen.

Aber da kam er dem Wirte eben recht. „Was," schrie dieser, „du unterstehst dich auch noch, etwas darein zu reden? Sofort zahle deine Schuld und trolle dich von hinnen, oder —" Schon wollte Marie, ihrem Versprechen gemäß, die Schuld des kleinen Doctors bezahlen, als dieser in die Tasche fuhr und stolz dem Wirte eine Münze hinreichte. Kaum hatte sie dieser angesehen, als er wie wüthend aufschrie: „Wie, mit einem messingenen Pfennige wollt ihr die Zeche bei mir bezahlen? Da habt ihr ihn vor die Füße," und er warf ihn zu Boden. „So, jetzt machen wir zuerst mit der Einen Ordnung. Marie, du gehst augenblicklich deiner Wege, ich will euch zeigen, dass ich auch weiß, was ich thue; eher soll dieser elende Pfennig ein Goldstück werden, ehe du, erbärmliche Dirne, Herrin in diesem Hause wirst."

„Wollt ihr halten, was ihr geschworen?" sprach nun der kleine Mann.

„So wahr ich da stehe und lebe!" knirschte der Wirt.

Digitized

„Gut," antwortete der Kleine, „ſo hebt den Pfennig auf."

Unwillkürlich that er es, und ſprachlos vor Entſetzen ſah er den Pfennig an — es war ein ſchweres Goldſtück aus demſelben geworden.

Jetzt aber gieng Theophraſtus Paracelſus zu Marie, nahm ihre Hand und legte ſie in die Joſefs, wendete ſich zu dem Vater und ſagte: „So, laſst allen Groll, guter Vater, und ſegnet eure Kinder, das Goldſtück aber behaltet zum ewigen Andenken an mich." Der Wirt küſste den Pfennig, umarmte die überglückliche Marie und ſeinen Sohn und ſegnete ihren Bund. Von nun an hieß das Wirtshaus zum „Küſsdenpfennig."

Digitized by Google

X.

Theophraſtus Paracelſus und der Teufel.

Der berühmte Doctor Theophraſtus Paracelſus hatte als Student einſt folgendes Abenteuer. Er gieng eines Tages in einem Walde ſpazieren und ſammelte allerlei heilbringende Pflanzen und Kräuter. Ermüdet ſetzte er ſich unter einer mächtigen Tanne nieder um auszuruhen. Plötzlich hörte er in ſeiner Nähe ein Stöhnen und Klagen und eine herzzerreißende Stimme rief: „Hilf mir! Ach hilf mir!“

Theophraſtus ſprang auf, ſah rings umher, konnte aber den Rufenden nicht entdecken. „Wie kann ich dir denn helfen, wenn ich dich nicht ſehe und nicht weiß, wer du biſt und wo du ſteckſt?“ ſagte Paracelſus unwillig. „Ich bin,“ antwortete die unbekannte Stimme, „der Böſe, und ein Geiſterbanner hat mich in ein Loch dieſes Stammes hineingezwängt und ein Zäpflein davorgeſchlagen, ſo daſs ich nicht heraus kann. Ach, befreie mich, ſonſt muſs ich bis an den jüngſten Tag in dieſem dunklen Gefängniſſe ſchmachten!“

„Von mir aus kannſt du eine Ewigkeit in dem Stamme eingeſchloſſen bleiben, wenigſtens richteſt du auf der Welt nicht mehr ſo viel Unheil an wie bisher.“

„Befreie mich, ach, befreie mich, ich gebe dir alles, was du nur verlangſt,“ jammerte ängſtlich der Böſe. „Ich erfülle dir alle deine Wünſche und du darfſt mir nicht einmal deine Seele verſchreiben.“

Digitized

„Das ist einmal ein vernünftiges Wort," erwiderte Paracelsus. „Höre also, was ich verlange: Erstens wünsche ich eine Arzenei, mit der ich alle Krankheiten heilen kann, zweitens eine Tinctur, womit ich alles, was ich will, in Gold verwandeln kann."

„Gut, deine Wünsche sind erfüllt," sagte der Teufel.

Paracelsus nahm sein Messer aus der Tasche und kratzte so lange um das Zäpfchen herum, bis er es leicht herausziehen konnte. Kaum war es aus dem Stamme, so kroch aus dem Loche eine kohlschwarze Spinne, die sich im Augenblicke zu einem großen, hageren Mann mit rothem Mantel, Degen und rother Hahnenfeder verwandelte.

„Komm mit mir," rief der Teufel mit grinsender Freundlichkeit. Theophrastus folgte der Aufforderung. Bei einem Felsen hielt der Böse an und schlug mit seinem Degen heftig an denselben.

Das Gestein spaltete sich augenblicklich, der Teufel gieng durch die klaffende Öffnung hinein und erschien bald wieder, in jeder Hand ein Fläschchen haltend; „hier," sagte er, „in meiner rechten, diese gelbe Flüssigkeit ist die Goldtinctur, diese in meiner linken Hand ist die Wunderarzenei, beide Fläschchen werden zeitlebens nie leer, und wenn du auch noch so viel von den Flüssigkeiten verbrauchst." Er reichte dieselben nun den Theophrastus, dann versetzte er: „Jetzt habe ich aber noch ein Geschäft abzumachen, ich hole mir den Geisterbanner, der keine Ahnung hat, dass ich wieder los bin."

Sie giengen nun wieder zurück und gelangten zu der Tanne, wo der Teufel vor kurzem noch stak.

Paracelsus, den der Geisterbanner dauerte, dachte nach, wie er denselben den Klauen des Teufels entreißen könne; in kurzer Zeit war der Plan hierzu ersonnen.

Digitized by Google

Er blieb plötzlich stehen, gedachte der Eitelkeit des Teufels zu schmeicheln und ihn dadurch zu überlisten. „Es ist doch wunderbar," so nahm er das Wort, „dass ihr euch in ein so kleines Thier, wie eine Spinne ist, verwandeln könnt, das ist ein wahres Meisterstück, das euch so schnell niemand nachthut. Hätte ich es nicht mit meinen eigenen Augen gesehen, ich würde nicht glauben, dass so etwas möglich sei. Man nennt euch wirklich mit Recht den Meister der Schwarzkünste."

Der Teufel gieng in die Falle und rief geschmeichelt: „Es gibt wahrlich nichts leichteres als sich in ein kleines Thier zu verwandeln, mich kostet es gar keine Mühe, es ist mir reiner Spass; ich thu' es, so oft du willst."

„O, ich bitte euch, zeigt mir nur einmal noch dieses Kunststück," drängte Paracelsus.

„Sehr gerne, da schau!" —

Im Nu war er die schwarze Spinne und kroch an dem Baum hinan in das Loch.

Schnell sprang Theophrastus hinzu, steckte das Zäpflein vor das Loch, schlug es fest in den Stamm und schnitt ein Kreuz in dasselbe. Der dumme Teufel war nun gefangen, das eingeschnittene Kreuz aber verhinderte ihn auch nur einen Laut der Klage auszustoßen, und wenn der Blitz den Baum nicht etwa gespalten hat, so sitzt er heute noch darinnen.

Paracelsus aber gieng vergnügt von dannen, da er dem Teufel ein Schnippchen geschlagen hatte. Er wurde später einer der berühmtesten Ärzte und hat durch seine Wundertinctur viele Kranke und durch sein Goldwasser viele Arme geheilt.

Digitized

XI.

Das rothe Mandl auf der Freiung.

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhundertes hatten die einzelnen Theile des großen Platzes in Wien, jetzt die Freiung genannt, mehrere Namen. Der Raum vor der Kirche und dem Kloster hieß das „Steinfeld", die Gegend zwischen der Herren- und Strauchgasse hieß „auf dem Mist", weil man hier die Gemüseabfälle und den Kehricht herwarf, beim Heidenschuss und dem tiefen Graben hieß es „am Bühel". Der Gesammtname „Freiung" stammt aber daher, dass der Herzog Heinrich Jasomirgott dem Schottenkloster das Asylrecht gab, das auch bis zu Kaiser Karl VI., dem Vater Maria Theresias, aufrecht blieb.

Am Bühel, gegen den tiefen Graben hin, stand damals ein kleines Häuschen, in dem sich eine Kellerschenke befand. Hier versammelten sich nun vorzüglich fahrende Schüler und allerlei Künstler, um sich bei einem Glase frischen Weines gütlich zu thun. Zuweilen mag es wohl nicht bei dem einen Glase geblieben sein, und die überfrohen Zechbrüder trieben dann allerlei lustiges Zeug. Einst war die Schenke nun wieder voller Gäste, wie sie der Wind aus den verschiedensten Gegenden nicht besser hätte zusammentragen können. Da saß neben dem abenteuernden, fahrenden Schüler der leichtlebige Komödiant, neben diesem irgend ein humorvoller Künstler, und reihten sich so Maler, Kupferstecher, Architekten, Medailleure gemüthlich aneinander, um bei fröhlichen Gesprächen wacker

Digitized by Google

dem süßen Weine zuzusprechen. Da war in den gemüthlichen Kreis ein gar sonderbar aussehender Mann getreten.

Es war niemand geringerer als der, damals hochberühmte Doctor Faust. Kaum hatten ihn die Anwesenden erkannt, als sie in den lautesten Jubel ausbrachen; denn dieser Doctor der Magie, wie er sich nannte, war ebenso durch seine wundersamen Kunststückchen, wie durch seine tollen Streiche viel gekannt und weitberühmt. Alle waren dessen sicher, dass es bei ihm mit rechten Dingen nicht zugieng, so verwegen, so unerklärbar waren seine Zauberstückchen, doch gerade das reizte die leichtsinnigen Zechgenossen und stürmisch baten sie ihn, er möge ihnen doch etwas vorzaubern. Er dankte für den freundlichen Zuruf, hieß die Gäste warten und ließ sich nun auf einem der Stühle nieder. Der Hausknecht brachte ihm nun ein tüchtiges Glas Wein, weil dieses aber gar zu voll war, verschüttete er etwas von demselben. Da sagte Faust: „Wenn du mir noch einmal so viel des Weines verschüttest, friss ich dich mit Haut und Haar."

Dieser nichts weniger als freundliche Zuruf ärgerte aber den Hausknecht, und als er dem Doctor Faust wieder das Glas füllte, schenkte er absichtlich dasselbe voll, dass der Tisch überschwemmt wurde. Da sperrte aber Faust den Mund auf, und verschwunden war der Hausknecht; er ergriff dann einen Wasserkübel und leerte ihn mit einem gewaltigen Zug. Entsetzen ergriff die Anwesenden und flehentlich bat der Wirt, der so viel vermögende Doctor möge ihm doch seinen Aufwärter wieder geben, ohne dem er gar nicht sein könne.

Ruhig sagte Faust: „Mache die Thüre auf und schaue auf die Stiege!" Und richtig, ganz oben auf derselben saß der arme Bursche, triefend voll Wasser und zähneklappernd vor Kälte. Als er wieder in die Stube trat, sagte er mit schlecht

Digitized by

verhehltem Zorne zu dem Doctor: „Gewiſs will ich mit euch nichts zu thun haben, denn ihr ſeid mit dem Teufel im Bunde.

Teufel hin, Teufel her, antwortete Fauſt, hüte dich nur mir wieder ſo einzuſchenken. Bald erholten ſich die Zecher von ihrem Schreck und nun drehte ſich das ganze Geſpräch nur um den Gottſeibeiuns. Da ſtand einer der Anweſenden auf, es ſoll der Maler und Kupferſtecher Hirſchvogel aus Nürnberg geweſen ſein, und erbot ſich, den Teufel auf die Wand zu malen. Jubelnd ſtimmten die Übrigen zu, und Hirſchvogel nahm ein Stück Kohle vom Herde und zeichnete auf die Wand die Figur eines Junkers in ſitzender Stellung mit gekreuzten Beinen, in Kleidern vom üblichen edelmänniſchen Schnitte, umflattert von einem Mäntelchen, zackig wie ein Drachenflügel; auf dem Kopfe ſaß ein mit einer Hahnenfeder geziertes Hütchen, unter welchem ein höhniſch grinſendes Geſicht hervorſah.

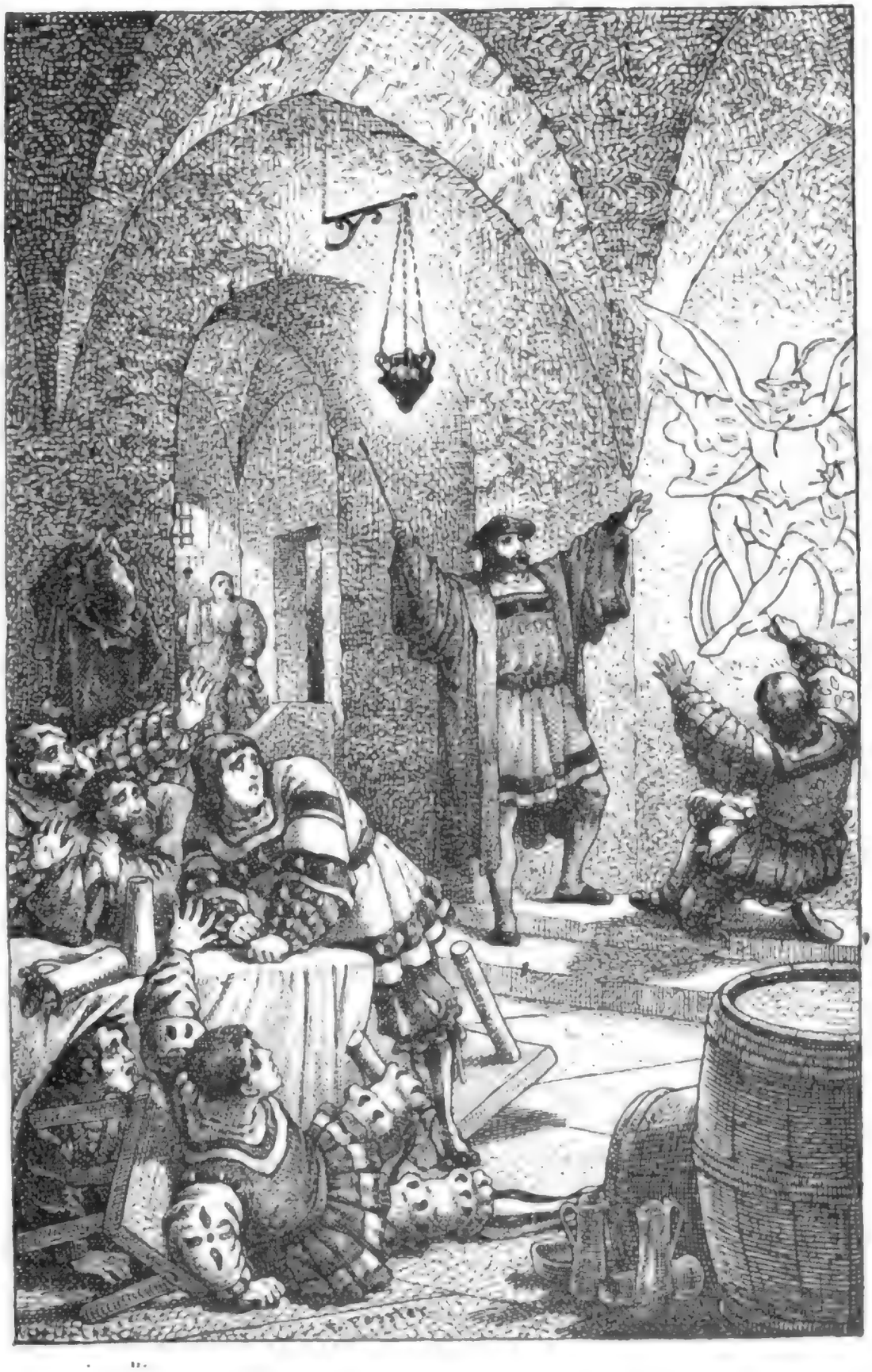
Kaum war die Figur fertig, ſo ſtand Fauſt auf und ſagte: „So, jetzt ſeht ihr den Teufel auf der Wand, ich will euch denſelben aber lebend zeigen.“ Das Zimmer verdunkelte ſich plötzlich und die Zeichnung fieng ſich an zu bewegen. Die Kleider wurden feuerroth, die Puffen am Wamſe färbten ſich kohlſchwarz, die Feder auf dem Hute wurde ebenfalls roth, das Mäntelchen wurde grün, die Augen des ſchrecklich blaſſen Angeſichtes leuchteten wie feuerige Lohe, und mit einem donnerähnlichen Getöſe ſprang die entſetzliche Figur unter die Gäſte.

Doch dieſen wurde der Scherz zu furchtbar und mit entſetzlichem Wehgeheule ſtürzten ſie aus dem Keller.

Man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen! rief ihnen Doctor Fauſt mit donnernder Stimme nach, um dann auch ſeiner Wege zu gehen.

Die Schenke erhielt aber von dieſem wunderſamen Vorfalle den Namen „zum rothen Mandl“, den es bis auf die neueſte Zeit behielt.

Digitized by



„Das rothe Mannl auf der Freiung".

(Seite 62.)

Digitized by Google

Digitized by Google

XII.

Maria, mit dem geneigten Haupt, bei den Carmelitern (Leopoldstadt.)

(Eine Legende.)

Zu Rom, im Kloster der Carmeliter, lebte ein Mönch, namens Dominicus, der nicht nur von seinen Ordensbrüdern, sondern auch von dem Volke, seines reinen und äußerst frommen Lebenswandels wegen, wie ein Heiliger verehrt wurde.

Die Mauern des Klosters „bei Maria-Stiegen" wurden, da sich eine Menge weltmüder Leute einfanden, die in der klösterlichen Einsamkeit Ruhe und Frieden suchten, bald zu enge, und der Orden kaufte mehrere Häuser an, welche niedergerissen wurden, damit das Kloster durch einen Neubau erweitert werden könne. Niemand freute sich mehr über den Bau als der Pater Dominicus; er verfolgte täglich das Wachsen der Mauern, und nachts gieng er gewöhnlich mit einer Laterne, um nachzusehen, ob alle Thore gut verschlossen, ob die Planken der Gerüste gut vernagelt seien, damit sich nicht etwa freches Gesindel zur Nachtzeit einschleichen könne. Eines abends, zu später Stunde, hielt Dominicus wie gewöhnlich seinen Rundgang. Da kam er an einem Schutthaufen vorbei, den das Licht seiner Laterne beleuchtete; sein Blick richtete sich eben dahin und unwillkürlich trat er näher;

Digitized by Google

denn etwas Ungewöhnliches hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Er bückte sich, räumte den Schutt etwas weg und zog ein ziemlich großes, jedoch übel zugerichtetes Marien-Bild heraus. Er barg es wie einen Schatz, trug es in seine Behausung, reinigte es, besserte die Risse aus, übermalte es, wies ihm einen Platz in seiner Zelle an und verehrte es mit inniger Andacht. Durch seinen edlen Beruf so sehr in Anspruch genommen, vergaß Dominicus sein Bild zu betreuen und in kurzer Zeit war es so verstaubt, dass man kaum mehr die freundlichen Züge der Himmelsmutter wahrnehmen konnte.

An einem Marientage blickte der Mönch auf zu seinem Bilde, um ihm die schuldige Verehrung zu zollen.

Wie erschrak er, als er es in diesem Zustande sah, wie bereute er seine Fahrlässigkeit; er nahm sogleich sein Sacktuch und reinigte es, dabei bat er aber Maria demüthig um Verzeihung, dass er nichts besseres bei der Hand habe, um ihr Angesicht damit abzuwischen. Als Dominicus mit seiner Arbeit fertig war, siehe, da war es ihm, als wenn das himmlische Antlitz zum Leben erwachen würde, freundlich lächelnd neigte es das Haupt, gleichsam Dank sagend. In dieser geneigten Stellung verblieb nun das Bild und führt daher den Namen „Maria mit dem geneigten Haupte".

Dominicus[20]) behielt nun dieses Bild nicht mehr für sich allein in seiner Zelle, sondern entschloss sich, dasselbe, mit Bewilligung seiner Oberen, in der Carmelitenkirche in Rom zur allgemeinen Verehrung auszustellen.

Von Rom kam das Gnadenbild in das Carmeliterkloster nach München und von dort aus nach Wien. Die Oberen des Ordens verehrten es Ferdinand II., dem Stifter der Carmeliterklöster zu Wien und Prag, als Zeichen schuldiger Erkenntlichkeit und Verehrung. Im Jahre 1631

Digitized by Google

wurde es nach Wien gebracht und in der Kammer-Kapelle in der kaiſ. Burg der Altar damit geſchmückt. Nach dem Tode des Kaiſers zog ſich die Kaiſerin in das Carmeliter-Frauenkloſter zurück und auf ihren Befehl wurde das Gnadenbild auch dahin gebracht. Nach dem Tode der Monarchin wurde es auf einem, von derſelben geſtifteten Seitenaltar in der Kirche zu St. Joſef zur öffentlichen Verehrung ausgeſetzt und iſt noch heutzutage dort zu finden.

Digitized by Google

XIII.

Die Löwenbraut.

Kaiser Rudolf II. ließ im Jahre 1587 nahe bei Kaiser-Ebersdorf, gerade an der Stelle, wo bei der ersten Türkenbelagerung das kostbare Zelt des Sultans Soliman stand, ein schönes Lustschloss bauen. Dieses versah er mit einer Menagerie, in welcher die seltensten und reißendsten Thiere aufbehalten wurden. Hier in diesem prächtigen Schlosse, seinen weitläufigen, wohlgepflegten Gärten, seinen mannigfachen und seltenen Kostbarkeiten, verweilte nun der Kaiser gar oft und ruhte von den damals gar schweren Sorgen der Regierung im Kreise seiner Familie aus.

Da feierte einst die kaiserliche Familie ein gar schönes Fest. Es war das Geburtsfest der kleinsten Prinzessin, und eine große Zahl von Edelleuten, sowie prächtig geputzter Edelfrauen fanden sich in dem zu ebener Erde befindlichen großen Saale zusammen, um hier zu Ehren derselben prächtige Aufzüge zu veranstalten.

Das erst vierjährige, gar wunderliebliche Töchterlein des Schlossverwalters, Georg Glüheisen, trat, als Schutzgeist Österreichs gekleidet, vor die kleine Prinzessin und sprach im Namen aller Anwesenden einen gar herzlichen Glückwunsch. Da donnerten die Kanonen, schmetterten die Trompeten und jubelten die Gäste. Es war ein gar freudiges Fest! Plötzlich trat, zum sprachlosen Schreck aller, ein gelbweißer Löwe maje-

Digitized by Google

stätischen Schrittes in den Saal. Durch das Getöse wild gemacht, brach er aus seinem Käfig aus, stürzte sich in den Garten und war endlich so zum Lustschloss gekommen, in das er eindrang und so in den Tempelsaal eintrat. Auch er war geblendet von all' dem, was er hier sah, und so starrte er verdutzt die Versammlung an. Schon waren die Wachen herbeigeeilt, um den so unwillkommenen Störenfried niederzuschießen, da warf sich die kleine Bertha an den Hals des schrecklichen Thieres und bat flehentlich, ihm nichts zu thun, er werde schon mit ihr in seinen Käfig gehen. Und merkwürdig! Zum größten Staunen aller ließ sich der Löwe von seiner kleinen Führerin aus dem Saale, aus dem Schloss, seinem Käfige zuführen und gieng freiwillig in denselben hinein. Der Kaiser selbst sah dem sonderbaren Schauspiele zu und befahl von nun an die kleine Bertha nie anders als Löwenbraut zu nennen, der Löwe bleibe aber von nun an ihr Eigenthum. — —

Jahre waren seitdem verflossen, aus der kleinen lieblichen Bertha war eine schöne Jungfrau, die Freude ihrer Eltern geworden, ein ebenso sittsames, bescheidenes als fleißiges und braves, herrliches Mädchen. Immer noch besuchte sie den Löwen, und so traurig dieser war, wenn sie auch nur einen Tag nicht zu ihm gekommen war, so lustig und voll Freude war er, wenn sie wieder kam.

Da hatte ein gar braver junger Mann um die Löwenbraut geworben, sie sollte seine Frau werden. Die Eltern waren es zufrieden, das Mädchen auch, der Tag der Hochzeit wurde festgesetzt und nun gab's eine Menge zu schaffen. Bertha hatte so viel zu nähen und herzurichten, dass ihre Besuche bei dem Löwen immer seltener wurden, was diesen unendlich traurig zu machen schien. Endlich kam der Hoch-

Digitized by Google

zeitstag. Die junge und ſchöne Braut, gar reizend geſchmückt, ſollte nun zur Kirche, um ihrem Bräutigam angetraut zu werden. Doch wollte ſie ſich noch einmal von ihrem Löwen verabſchieden, den ſie nun nimmer pflegen ſollte.

Und ſo trat ſie in den Käfig desſelben, liebkoste ihn wie ſonſt; doch er blieb traurig, als hätte er es geahnt, daſs dies ihr letzter Beſuch ſein ſollte. Da bemerkte er ihren Bräutigam vor dem Käfige, ſeine Wuth erwachte, ein furchtbares Brüllen entrang ſich ihm, und ſchreckensbleich ſuchte die geängſtigte Braut aus dem Käfig zu kommen. Doch der Löwe ſtellte ſich vor deſſen Thür, peitſchte den Boden mit dem mächtigen Schweife und groß war die Gefahr, in der das Mädchen ſchwebte. Da ſtürzt ſich der Bräutigam in den Käfig. Doch ſchon hatte der Löwe die Braut mit einem ſchweren Tatzenſchlag todt zu Boden geſtreckt, und faſt willenlos ließ er ſich von dem entſetzten Manne niederdolchen.

Digitized by Google

XIV.

Das sprechende Crucifix.

Kaum ein zweiter Regent trat unter mißlicheren Verhältnissen die Regierung an als Ferdinand II. In Böhmen tobte ein gräßlicher Krieg, und das dahin gesendete Heer war bei Budweis und Krumau so gut wie eingeschlossen.

Eine Aufforderung des Kaisers, daß die Protestanten ihre Beschwerden schriftlich beibringen mögen, blieb erfolglos. Dazu kam noch, daß die Österreicher ihm die Huldigung versagten; Bethlen, der Fürst von Siebenbürgen, unterstützte die Protestanten, Graf Thurn aber fiel in Mähren ein, und von den protestantischen Ständen Österreichs mit Ungeduld erwartet, erschien er plötzlich am 5. Juni 1619 vor Wien, wo er sein Hauptquartier in der Vorstadt Margarethen aufschlug, und von den Batterien bei St. Ulrich die Burg beschoß.

Gleichzeitig streiften Bethlen's Reiter von Petronell bis über die Fischa herauf. In Wien selbst wüthete bereits der Aufruhr.

Trotz der so ungeheueren Gefahr blieb Ferdinand allein unerschüttert. Mit größter Standhaftigkeit sprach er zu denen, die ihm riethen, entweder mit Thurn zu unterhandeln, oder nach dem immer treuen Tirol zu flüchten: „Nicht diese Feinde, die Gottes Gewalt bald erreichen wird,

Digitized by Google

nein, der Wahltag zu Frankfurt ist mein Augenmerk; mitten durch die Feinde will ich dahin ziehen und auf mein Haupt, das sie schon verloren und preisgegeben achten, die Kaiserkrone setzen."

Als am Morgen des 16. Juni 1619 der Lärm in der Umgebung der Burg heftiger wurde, und Kugeln über die Stadt hinschwirrten, von welchen mehrere in der Burg einschlugen, da sank er vor einem Crucifix nieder, drückte seine brennende Stirne an den silbernen Stamm des Kreuzes und flehte inbrünstig zu Gott um Hilfe.

Da war es dem Betenden, als ergösse sich himmlisches Licht um ihn her, als erwärme sich der Fuß des Heilands unter seiner Stirne, als öffne er den Mund und spräche: „Ferdinand, ich werde dich nicht verlassen!"[21])

Neue Thatkraft, neuer Muth beseelte nun Ferdinand, und er trat mit großer Geistesruhe den sechzehn protestantischen Landherrn entgegen, welche, geführt von Thonradl, aus dem Vorsaal auf ihn einstürmten, um die Genehmigung der schmählichsten Anträge, wie die Einwilligung zu einem Bündnisse mit den Böhmen, zu ertrotzen.

Ja, Thonradl fasste den König sogar an den Knöpfen seines Wamses und rief höhnisch: „Ferdinandl, gib dich! Wirst du nicht unterschreiben?"

Aber in demselben Augenblicke hörte man auf dem Burgplatze Kriegstrompeten und Heerpauken erschallen. Die Meuterer liefen an die Fenster und sahen zu ihrem Schrecken einen Trupp königlicher, schwergerüsteter Reiter daherſprengen.

Darüber betäubt und angsterfüllt, mäßigten sie nun sogleich die Sprache, gelobten ihre Beschwerden ordnungsmäßig vorzutragen und baten um sicheres Geleite zur Rückkehr in

Digitized by Google

ihre Wohnungen, welches ihnen auch gewährt wurde. Der Oberſt Gebhard Saint Hilaire, ein Lothringer, war mit fünfhundert Reitern Dampierre's von dem bei Krems ſtehenden königlichen Heere plötzlich nach Wien aufgebrochen, und von den Böhmen unbemerkt, mit Hilfe der Bürger und Studenten durch den damaligen Donaukanal bei dem Schiffsarſenal in die Stadt gedrungen, hatte ſchnell den Burgplatz beſetzt und ſo Ferdinand gerettet.

Dieſes Regiment erhielt zur Auszeichnung die Freiheit, ſo oft es auf dem Marſche Wien berühre, durch die Burg ziehen und auf dem Platze derſelben drei Tage lang werben zu dürfen, was ſonſt keinem Regiment geſtattet war.

Digitized by Google

XV.

Der Schustermichel.

Oberhalb der ehemaligen Vorstädte Laimgrube und Windmühle lag der Grund Mariahilf, dessen älterer Name Schöff (Schiff) seit dem fünfzehnten Jahrhunderte urkundlich bekannt ist und angeblich daher geleitet wird, weil vormals die Schiff- und Kaufleute, welche von Baiern, Schwaben und überhaupt aus den Donaugegenden nach Wien fuhren, gewöhnlich ihre Herbergen hier zu nehmen pflegten.

Als der Leichenhof der Barnabiten (welcher an der Stelle beider Michaelerhäuser lag) aus der Stadt verlegt werden musste, erkauften dieselben 1660 einen Grund im Schöff und erbauten daselbst eine Kapelle aus Holz, in welcher ein Madonnenbild, „Mariahilf“ [22]) genannt, zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt wurde. Der Volkszulauf zu diesem Gnadenbilde wurde bald so groß, dass ein Wohnhaus für einige Geistliche dazu erbaut werden musste.

Allmählig verschwand auch die alte Benennung dieses Grundes und bald wurde er allgemein Mariahilf genannt.

Den gegenwärtigen VI. Bezirk, Mariahilf, bilden die ehemaligen Vorstädte oder Gründe: Laimgrube, an der Wien, Windmühle, Magdalenengrund, Gumpendorf.

Die jetzige Kirche wurde durch den Fürsten Paul Esterhazy 1689 gegründet, 1713 aber vergrößert.

Digitized by Google

Dieſe Kirche zu Mariahilf hat ein ſchönes Geläute, welches an Feſttagen in ſeiner Vollſtändigkeit ertönt und die Gläubigen zum Gottesdienſte ruft. Weithin kann man es vernehmen und beſonders eine der Glocken, die größte, welche der Volksmund „Schuſtermichel“ nennt, zeichnet ſich durch ihren dumpfen melancholiſchen Ton aus. Dieſe Glocke verdankt ihren Namen, ſowie die älteſten Leute von Mariahilf erzählen, einem Schuſter der im vorigen Jahrhunderte nebſt dem ehrſamen Schuhmacherhandwerk auch noch ein Wirtsgeſchäft betrieb.

Zahlreiche Kauf- und Schiffsleute kehrten bei ihm ein, trotzdem er ſich nicht eines allzu guten Leumundes zu erfreuen hatte, und beſonders ſeines Geizes und ſeiner Gewinnſucht halber verſchrien war; aber ſein Haus lag in der Nähe der Kirche und ſo hatte jeder Reiſende Gelegenheit ſeine Andacht bei dem Gnadenbilde verrichten zu können, daher der allgemeine Zuſpruch.

An einem trüben Herbſtabend war die Gaſtſtube beſonders beſetzt, viele Schiffsleute rüſteten ſich zur Heimkehr, da die Schiffahrt des rauhen Wetters wegen bald Unterbrechung erleiden ſollte. Unſer Wirt rieb ſich vergnügt die Hände, weil er nicht nur in der Trinkſtube, ſondern auch in der Werkſtatt vollauf zu thun hatte, da ſich viele der Gäſte ihr Schuhzeug für den bevorſtehenden Marſch in guten Stand ſetzen ließen, und ſo der nimmerſatte Geizhals reichlichen Gewinn erwarten konnte.

In der Gaſtſtube gieng es alſo recht lebhaft her, Würfel und Karten flogen, Gläſer klirrten, Lieder erklangen und ſo manchem luſtigen Kumpan ſchrieb der Wirt die Zeche mit doppelter Kreide an. Nach und nach verſchwanden die Gäſte und Stille zog wieder in die Gaſtſtube ein, die Lichter

Digitized by Google

verlöſchten und nur der Wirt ſaß noch allein bei flackernder Lampe und ſeine Dienſtleute räumten auf. Da öffnete ſich die Stubenthür, eine bärtige Geſtalt tritt ein, entledigte ſich ihrer ſchützenden Oberkleider und begehrt ein Gläschen von dem Beſten; unter der Einfahrt rollt ein ſchwerer Wagen, der im Hofe hält. Der Wirt bringt ſchmunzelnd das Verlangte und eilt hinaus, um Knecht, Pferde und Wagen zu verſorgen, während ſich der Fremde bei dem feurigen Weine gütlich thut. Bald iſt der Gaſtgeber wieder da; ſchnell iſt ein Geſpräch im Fluſs und ausgeforſcht, woher der Fremde des Weges gekommen.

Nicht lange, ſo waren Gaſt und Wirt auf vertrautem Fuße und tranken ſich fleißig zu; und der Wirt merkte bald, daſs er es mit einem Manne zu thun habe, der alle Urſache hatte, das Licht zu ſcheuen und die Nacht zum Tage zu machen. Derlei Geſellen wuſste der ſchlaue Wirt gar freundlich zu behandeln, an ihnen ließ ſich ja das ſchönſte Stück Geld verdienen. Der Wein machte beide immer geſprächiger, der wettergebräunte Fremde neigte ſich an das Ohr des Wirtes und flüſterte: „Sind wir hier ungeſtört und kann man ein Wörtlein im tiefſten Vertrauen zu euch reden?“ „Geduldet euch einige Augenblicke, es iſt ſchon an der Zeit, daſs ich meine Gaſſenthüre ſchließe, ſonſt gibt es Verdrießlichkeiten mit der Wache.“ Schnell erhob er ſich, ſchloſs vorſichtig den Laden und auch das große Einfahrtsthor, nahm die Lampe und lud den Fremdling ein, ihm zu folgen. Fort gieng es nun über eine hölzerne Treppe aufwärts, durch einen langen Gang, vorüber an großen Stuben, welche bereits vollgepfropft von Obdachbedürftigen waren; denn zur damaligen Zeit ſchliefen in den Herbergsſtuben zehn und oft mehr Perſonen. Vor einer kleinen Thür wurde Halt gemacht, ſchnell war

Digitized by Google

dieſelbe geöffnet und ebenſo ſchnell und geräuſchlos wieder geſchloſſen; ein nettes Stübchen nahm die beiden auf.

„Hier ſoll uns keine Seele ſtören; hier haben die Wände keine Ohren; hier könnt ihr frei von der Leber weg reden."

„Vorerſt," begann der Fremde, indem er dem Wirte einen Zettel reichte, „leſet!"

Dieſer hielt denſelben an die Lampe und durchflog die Zeilen; als er zu Ende war, ſchritt er auf den bärtigen Fremdling zu, ſchüttelte ihm derb die Hände und ſagte mit übergroßer Freundlichkeit: „Ihr ſeid mir von einem guten Freunde empfohlen, ihr könnt in allen Dingen auf mich rechnen, ich bin für euch zu jedem Dienſt bereit!"

„Nun gut, ſo hört, was ich vorerſt von euch verlange. Ich will ſogleich in die Kirche und dort bei dem gnadenreichen Marienbilde meine Andacht verrichten."

„Wie, jetzt? Mitternacht iſt ja ſchon längſt vorüber, das wird nicht gehen, das könnt' ihr auch morgen thun, der Küſter öffnet ja immer ſchon beim Morgengrauen."

„Nein, heute muſs es ſein," ſagte beſtimmt der Fremde, „morgen mit dem Früheſten darf ich nicht mehr in den Mauern Wien's weilen."

Er zog nun einen goldgeſpickten Beutel aus der Taſche, warf denſelben mehrmals in die Höhe und fieng ihn immer wieder auf. Der Klang des Goldes übte auf den habgierigen Wirt eine energiſche Wirkung aus, dies bemerkend ſprach der Gaſt:

„Dieſes Gold iſt euer, wenn ihr es vermögt, daſs ſich die heilige Pforte mir öffnet." Damit warf er dem erſtaunten Wirte den Beutel zu, denn dieſer haſtig auffieng und einſackte.

„Gut, ich will's verſuchen, wenn's aber nicht gelingt ..."

Digitized by Google

„Verſprecht nur reichen Lohn, dann geht es gewiſs.“

Da machte ſich der Gaſtgeber ſogleich auf, gieng in raſchen Schritten der Kirche zu, vor der Wohnung des Küſters hielt er an und klopfte dreimal leiſe an das Fenſter.

Der Küſter, der glaubte zu einem „Verſehen-Gange“ gerufen zu werden, öffnete ſein Schubfenſter, ſteckte ſeinen Kopf heraus und fragte, wer da wäre. Der Schuſter Michel gab ſich nun zu erkennen.

„Iſt in eurem Hauſe vielleicht einer, der die letzte Wegzehrung von Nöthen hat oder habt ihr einen Todten darin?“

„Nichts von dem allen. Ein fremder Waller will zur Stunde ſeine Andacht beim Muttergottesbilde verrichten und reicher Lohn wird euch, wenn ihr ſeinem Begehren willfahrt.“

„Das iſt unmöglich, ich kann niemand zu ſolcher Stunde in die Kirche einlaſſen, ein Licht zu ſo ungewohnter Stunde könnte die Häſcher, die Diebe in derſelben vermuthen würden, anlocken, nein, nein, da geht's um meine Haut — es kann nicht ſein.“

Nach längerem Hin- und Herreden war der Küſter endlich doch bereit, denn das Gold iſt ein gar guter Diener. Der Wirt rannte wieder heim, dem Harrenden die Nachricht zu hinterbringen. Der Fremde warf ſeinen Mantel um und begab ſich, begleitet von ſeinem Unterſtandsgeber, zur Kirche. Bei dem Pförtlein wartete ihrer der Küſter, ſchnell war dasſelbe geöffnet und alle drei huſchten in die Sacriſtei, der Küſter führte den Fremden zum Hochaltar und ſagte zu ihm: „Herr macht's kurz, ſonſt könnte es für mich ſchlimm ausfallen.“

„Geht nur, laſst mich allein und ſtört mich nicht, und haltet den neugierigen Michel Wirt hübſch bei euch, da nehmt für euere Mühe,“ dabei drückte er dem Kirchendiener

einige Goldstücke in die Hand. Schnell entfernte sich dieser und in der Sacristei angekommen, löschte er aus Vorsicht seine Laterne aus, damit der Lichtschein nicht zum Verräther des geheimnisvollen Treibens werde.

In der Kirche selbst war es fast ganz dunkel, nur das ewige Licht, welches unter dem Gnadenbilde brannte, flackerte schwach auf und beleuchtete matt die Züge der Gottesmutter. Der Fremde warf sich auf die Altarstufen nieder, weinte bittere Thränen und betete halblaut: „O Gnadenmutter, blicke gnädig herab auf einen armen Verirrten, der nicht wert ist deine engelsmilden Züge zu schauen, bitte bei Gott für das Seelenheil eines armen Unglücklichen, der so lang auf dem Pfade der Sünde gewandelt; er schwört dir, diesem Lebenswandel zu entsagen" — dabei hob der Beter die Hand wie zum Schwure und ein erneuerter Thränenstrom entstürzte seinen Augen.

„Gnade, Gnade — Verzeihung! Bei Gott ist ja Verzeihung!"

Nun blickte er wunderbar gestärkt zu dem heiligen Bilde empor und es schien ihm als ob ihm die Gottesmutter zunickte. Da streckte er beide Arme empor und rief: „Ja, ja, ich wusste es, bei Gott ist Verzeihung!"

Er erhob sich rasch und suchte den Weg zur Sacristei, den er im Dämmerlichte bald gefunden hatte. Seine Begleiter erwarteten ihn schon mit Ungeduld. Geräuschlos wurde die Kirchenpforte geöffnet und ebenso wieder geschlossen, und bald war unser Gast in seinem Stübchen und der zufriedene Wirt wünschte ihm eine gute Nacht und begab sich in seine Schlafstube. Dort angekommen, schob er die inneren Riegel vor die Thüre (zur größeren Sicherheit hatte diese deren zwei), setzte sich zu seinem Tische, nahm den Beutel,

Digitized by Google

welchen ihm der Fremde geſchenkt hatte, leerte ihn aus und breitete die Goldſtücke, die beim Lampenlichte gar ſelts am funkelten, auf der Tiſchplatte aus, zählte und betaſtete ſie wiederholt; dann zog er einen Schlüſſel aus der Taſche, ſperrte eine große eiſerne Truhe, in der eine Menge Gold- und Silberſtücke lagen, auf, legte bedächtig ein Goldſtück nach dem andern hin und ſtrich dann mit der Hand über das Geld, wie wenn er es liebkoſen wollte; darauf klappte er den Deckel zu, verſperrte ſie wieder ſorgfältig, gieng zu Bette und entſchlief in Sorge um ſein Geld und hatte böſe Träume.

Am andern Morgen ließ ihn der Fremde zu ſich rufen und ſagte zu ihm: „Ihr habt mir geſtern das Verſprechen gegeben, daſs ihr ganz zu meinen Dienſten ſeid. Nun nehm' ich euch beim Worte; ſchwört mir aber zuvor bei dem Gnadenbilde der Gottesmutter zu Mariahilf, daſs ihr alles, was ich von euch verlange, genau und pünktlich ausführen werdet."

„Ich will ſchwören, alles zu thun, was ihr verlangt, nur wenn eure Forderungen den Geboten Gottes entgegen ſind, kann ich euer Begehren nicht erfüllen."

„Fürchtet in dieſer Beziehung nichts!"

Auf eine Caſette deutend, fuhr der Fremdling fort: „Ich begehre von euch, daſs ihr dieſe Caſette drei Monate verwahrt, da ich eine gefahrvolle Reiſe unternehmen muſs; kehre ich nach Ablauf dieſer Zeit nicht zurück, ſo öffnet dieſelbe und leſet den darin verwahrten Brief, der euch Aufſchluſs geben wird, was ihr damit zu thun habt. Wollt ihr nun ſchwören, alles, was in dem Schreiben ſteht, zu thun? Ich verſichere euch, daſs die darin enthaltenen Aufträge euer Gewiſſen", dabei verzog ſich der Mund des Fremdling's zu einem ſpöttiſchen Lächeln, „nicht im Mindeſten belaſten werden."

Digitized by Google

Der Wirt hatte nun keine Bedenken mehr und leiſtete den Schwur; der Fremde war's zufrieden, bezahlte ſeine Zeche und das Herbergsgeld und machte ſich wieder auf die Reiſe.

Kaum war er über die Schwelle, ſo trug der Michel Wirt die Caſſette in ſeine Stube und war ſchon nahe daran ſeine Neugierde zu befriedigen und dieſelbe zu öffnen, doch ſeines Schwures eingedenk, ließ er ab von dieſem Beginnen. Einen Tag wie den andern war er der Verſuchung ausgeſetzt, das ihm anvertraute Geldkiſtchen zu öffnen und immer wieder ſtand er davon ab. Merkwürdig, er, der es ſonſt mit Betheuerungen oder feierlichen Verſicherungen nicht ſo genau nahm, hielt diesmal mit einer heiligen Scheu an ſeinem gegebenen Verſprechen. Endlich war die Friſt abgelaufen und unſer Wirt war nun berechtigt den geheimnisvollen Schleier zu lüften; ſchnell war die Caſſette geöffnet — — wie erſchrack er — Gold, nichts als funkelndes Gold, die Sinne vergiengen ihm faſt. Da regte ſich in ihm das Verlangen, dieſen Schatz zu beſitzen, haſtig gieng er zur Thüre, probierte die Riegel und verſicherte ſich auch, ob die Fenſterladen gut geſchloſſen ſeien; dann ſchritt er wieder zurück, betaſtete die Geldſtücke, um ſich zu überzeugen, daſs er nicht träume.

Ja, ja, er fühlte es, es war wirklich blankes, kaltes Gold.

Nachdem er ſeine Aufregung etwas bemeiſtert hatte, nahm er die bei dem Golde liegende Blechbüchſe zur Hand, öffnete dieſelbe und unterſuchte deren Inhalt; ſie barg zwei Briefe, einer trug die Aufſchrift: „Für den Michel Wirt", der andere war ohne jede Bezeichnung. Raſch war das Siegel erbrochen und das Schreiben entfaltet und durchflogen; kopfſchüttelnd ward es bei Seite gelegt, abermals genommen und geleſen, und wieder weggelegt und nochmals geleſen.

Digitized by Google

Der Michel Wirt konnte seinen Augen nicht trauen, da stand in wenigen Worten geschrieben, dass er die inhaltsschwere Cassette sammt dem in der Blechbüchse enthaltenen Schreiben dem Pfarrverweser zu Mariahilf zu übergeben habe. Da regte sich abermals die Habsucht in dem Wirte, nach langem Kampfe mit seinem Gewissen, kam er mit sich überein, das aufbewahrte fremde Geld sich selbst anzueignen. Er öffnete hastig das in der Blechbüchse liegende Schreiben, doch wie war er überrascht, als ein großes Siegel seiner Neugierde abermals hemmend entgegenstarrte, er hatte blos die schützende Hülle des Schriftstückes abgestreift, der eigentliche Brief war nun erst in seinen Händen; ohne Bedenken war er geöffnet und gelesen.

Der Michel Wirt mochte über den Inhalt des Schriftstückes recht befriediget sein; denn er rieb sich die Hände vor Freude und murmelte für sich hin: „Das Geld ist mein, das Geld ist mein." Augenblicklich war der Brief zusammengedreht, über die flackernde Lampe gehalten und verbrannt; auch das an ihn gerichtete Schreiben fiel dem Feuer zum Opfer; so glaubte er jede Spur vertilgt zu haben, und nun wanderte das fremde Gut in seine eiserne Truhe.

An den Fremdling dachte Michel bald nicht mehr, sein Gewissen war nun beruhiget; nur mied er seither die Kirche; denn er wagte das himmlische Antlitz der Gnadenmutter, deren Zeugenschaft er ja bei seinem Schwure in Anspruch genommen hatte, nicht mehr zu schauen; es schien ihm, wenn er die Kirche betrat immer, als verfinsterten sich die freundlichen Züge der Gottesmutter, als drohe sie ihm mit dem Finger und riefe: „Gib mir, was mein ist", darum blieb er also lieber ganz fort.

Das ehrwürdige Gotteshaus war inzwischen zu klein geworden, um alle, die bei dem Gnadenbilde ihre Andacht

Digitized by

verrichten wollten, aufzunehmen, es wurde daher umgebaut, bedeutend vergrößert und verschönert. Reich und Arm trug hierzu sein Scherflein bei, nur der geizige Schustermichel behielt die Hände fein in den Taschen und ließ keinen Heller aus.

Der Bau gieng rasch vorwärts und bald strebten die zwei neuen Thürme himmelan und überragten den alten Thurm, bald sollten von allen drei Thürmen die Glocken hinausklingen in die Weite und die Gläubigen zum Gottesdienste einladen. Alle Bewohner des Mariahilfergrundes beobachteten fleißig das Fortschreiten des Baues und staunten besonders die hohen Thürme an; nur der Schustermichel fand kein Interesse an dem Emporstreben des Gotteshauses, er vermied es mit ängstlicher Scheu, seine Blicke dahin zu richten, um nicht von neuem die Erinnerungen an seine sündhafte That aufzufrischen; aber eine Mahnung des Himmels führte sie wieder in sein Gedächtnis zurück. Michel wurde nämlich krank, sehr schwer krank, das Fieber schüttelte ihn bis ins Mark und gaukelte allerlei Gestalten vor seine Augen. Den Fremdling, den er so schmählich hintergangen, sah er immer zu Füßen seines Bettes — die drohende Hand erhoben — Michel schloss die Augen, um dieses Anblickes los zu werden; aber dieses Bild war tief in seiner Seele eingegraben und wich auch da nicht. — Er schrie laut, dass man den fremden Mann, der ihn so quäle, von seinem Bette wegjage; alle Versicherungen, dass ja niemand in der Stube sei, fruchteten nichts, das böse Gewissen und die Fieberphantasien ließen das Bild des Fremdlings nicht den Augen des Kranken entschwinden, immer ärger schrie, tobte und lästerte derselbe. Da wurde der Krankenwärterin des Schustermichels, einer alten Magd, ganz bange, sie glaubte ihr Herr

Digitized by Google

ſei vom Teufel beſeſſen, ſie gieng daher zu ihrem Beichtiger und bat denſelben, ihrem Dienſtgeber den böſen Geiſt auszutreiben.

Dieſer beruhigte die alte Hanne, ſo hieß die Magd, und machte ihr klar, daſs es nur die Fieberphantaſien ſeien, die aus dem Munde ihres Brotherrn ſprächen; doch dieſe blieb feſt und ſteif bei ihrer Behauptung und ließ es ſich nicht nehmen, daſs der leibhaftige Gottſeibeiuns in ihren Herrn gefahren ſei und aus ihm rede. Der Prieſter, der einſah, daſs es vergebliches Mühen wäre, die Alte von ihrer Meinung abzubringen, ließ ſich zu einem Beſuche des Schwerkranken herbei, indem er hoffte, daſs die Tröſtungen der Religion dem armen Gequälten Troſt und Beruhigung bringen werden, und machte ſich deshalb ſogleich auf den Weg. Im Hauſe Michels angekommen, führte ihn Hanne die enge Treppe hinan, öffnete leiſe die Thür der Krankenſtube und nun ſtand der Diener des Herrn vor dem Bette des fiebernden Wirtes. Dieſer, den Geiſtlichen erblickend, ſchrie und tobte mehr denn zuvor und geberdete ſich wie wahnſinnig. Der Prieſter aber winkte der Hanne, daſs ſie ſich entferne, was dieſe ſogleich that, und nun war er mit dem Kranken allein; er richtete an ihn ſanfte Worte des Troſtes, die beruhigend auf den armen Unglücklichen einwirkten, ſo daſs er vor dem frommen Mann ſein Herz ausſchüttete und ihm erzählte, wie er von einem Fremdling zur Sühne einer ſchweren Schuld eine große Summe Geldes als Widmung für die Gnadenkirche erhalten; wie ihn ſeine Habſucht verleitete, das fremde Gut zurückzuhalten; wie er ſeit dieſer Stunde keinen ruhigen Augenblick mehr habe und glaube, daſs ihm Gott dieſer ſchweren Sünde halber nimmermehr verzeihen, ſondern auf ewig verſtoßen werde. Der Prieſter ſprach zu dem Kranken, daſs er alles

Digitized by Google

wieder gut machen könne, wenn er das fremde Gut seiner Bestimmung zuführe, der Allbarmherzige werde ihm dann gewiss verzeihen.

Diese Worte schienen den Michel neu zu beleben, er richtete sich etwas von seinem Lager empor, nahm aus einem Beutel, welchen er an einer Schnur um den Hals befestigt trug, einen Schlüssel heraus, wies auf die im Zimmer stehende große Truhe und bat, dieselbe zu öffnen. Der Priester kam der Aufforderung nach. „Nehmt die zwei größten Geldsäcke heraus und stellt sie auf den Tisch!"

„So! schließt wieder die Truhe und gebt mir den Schlüssel!" Der Priester that, wie ihm geheißen wurde. „Nun hört, was ich euch sage und um was ich euch bitte", sagte mit Anstrengung der Schustermichel. „Das Geld händiget dem Pfarrverweser ein zur Verschönerung der Kirche und abends kommt zu mir, ich will die Beichte ablegen, jetzt fühle ich mich so matt, ich will etwas ruhen, damit ich gekräftigt bin; denn ich habe euch vieles zu sagen. Noch bitte ich euch, ruft mir die Hanne!" Der Priester that auch dieses. Hanne kam sogleich. „Trage die beiden Säcke dem hochwürdigen Herrn in den Pfarrhof hinüber und komme schnell wieder zurück. Der Geistliche empfahl sich und gieng mit Hanne fort.

Der Michel Wirt schloss die Augen und sank in erquickenden Schlummer. Hanne war bald wieder zurück und war erfreut, ihren Herrn wieder ruhig schlummern zu sehen. Sie setzte sich in den großen Schlafsessel und pflegte ebenfalls der Ruhe.

Nach längerer Zeit erwachte der Kranke und rief die alte Magd zu sich. „Hanne", so sprach er mit zitternder Stimme, „knie dich zu meinem Bette nieder und sprich ein

Digitized by Google

Gebet, ich will mit dir beten!" Die Angeſprochene machte große Augen, ihr Herr beten! Jetzt war ſie um ſo gewiſſer überzeugt, daſs ihr Beichtiger ihrem Gebieter den Teufel ausgetrieben haben müſſe; ſie erfüllte daher augenblicklich das Begehren und betete mit großer Inbrunſt, was auf den Kranken einen äußerſt wohlthätigen Eindruck zu machen ſchien. Abermals verſank er in tiefen Schlaf. Als er wieder die Augen öffnete, gab er ſeiner Magd den Befehl, den Grundſchreiber zu holen, er wollte noch bevor er mit dem Himmel ſeine Rechnung abſchließe, auch die irdiſchen Angelegenheiten in Ordnung bringen.

Der Grundſchreiber ſammt zwei Zeugen war bald zur Stelle, Michel machte ſein Teſtament, in welchem er ſein Hausgeſinde, vor allen Hanne reichlich bedachte. Den größten Theil ſeines Vermögens vermachte er aber der Kirche und einen beſonderen Betrag beſtimmte er zum Guſſe einer großen Glocke. Nachdem das Teſtament ausgefertigt war, entfernten ſich der Schreiber und die Zeugen, der Kranke war nun wieder allein und harrte ſehnſüchtig des Prieſters, der nun erſchien.

Michel legte die Beichte ab und empfieng die letzte Wegzehrung. Ruhe, Friede und Glückſeligkeit war nach dieſer heiligen Handlung in ſein Gemüth eingezogen. Er übergab dem Prieſter das Teſtament und bat ihn, für die Vollſtreckung desſelben Sorge zu tragen, was jener auch zu thun verſprach. Noch wollte er einige Worte an den Beichtiger richten, es verſagte ihm aber die Zunge den Dienſt — er entſchlief ſanft. Der Prieſter drückte ihm die Augen zu. — — —

Mit Gott verſöhnt, ſtarb Michel und nahm das Geheimnis ſeiner Schuld mit in's Grab; denn in dem Herzen des Prieſters, den er es in der Beichte vertraut, war es

Digitized by Google

auf immer begraben. Auch der räthſelhafte Fremde blieb verſchollen für immerdar.

* * *

Nach der Einſargung des Schuſtermichels gab es auf dem Mariahilfergrunde allerlei Gerede, und beſonders war es das Teſtament Michels, worüber am meiſten geſprochen wurde und viele Leute behaupteten, er müſſe trotz alledem und alledem in der Hölle braten, da er im Leben den armen Leuten die Haut über den Kopf gezogen habe.

Wie es nun ſchon geht, ſo bildete Michel einige Zeit das Geſprächsthema der Leute am Mariahilfergrund — bis andere ſenſationelle Ereigniſſe neuen Geſprächsſtoff lieferten. Die Wiener von dazumal waren gerade ſo, wie ihre Nachkommen heute ſind, ſie muſsten immer etwas haben, worauf ſie ſich lange freuen und wovon ſie reden konnten. Auch die Bewohner des Mariahilfergrundes von Anno dazumal fanden in der bevorſtehenden Einweihung der umgebauten Kirche wieder eine willkommene Gelegenheit zu allerlei Bemerkungen und zu lebhaften Converſationen. So wurden die langen Wochen hinwegdebattiert und der heißerſehnte Tag, wo ſich die Hallen des Gotteshauſes in feierlicher Weiſe öffnen ſollten, war angebrochen.

Jung und alt ſchmückte ſich zu dem kirchlichen Feſte, alles harrte mit Spannung des Augenblickes, wo von den Thürmen herab das Geläute zum Gottesdienſte rufen werde, alles drängte ſich auf dem Kirchenplatze zuſammen und lauſchte in Erwartung.

Der alten Hanne, welche ſich unter der Menſchenmenge befand, war es heute beſonders ängſtlich zu Muthe, es ſollte ja die Glocke, welche der Schuſtermichel ſtiftete, heute zum erſtenmale ertönen.

Digitized

Wenn ſie beim Läuten nur nicht Schaden nimmt oder gar zerſpringt; denn da ſei die Seele des Michel verloren und ewig verdammt, da habe ihn Gott in die Hölle verſtoßen; derlei Gedanken kamen der alten Hanne in den Sinn. Da horch! Bim, bam! dumpf und eintönig erklingt das Geläute der großen Glocke — da bedeckt Hanne ihr Geſicht mit den Händen und jammert: „Die Glocke iſt zerſprungen, der Michel iſt verdammt!“

„Die Glocke iſt zerſprungen, der Michel iſt verdammt! Was ſchwatzt ihr da?“ fragte einer von den Leuten.

Da erzählte die Hanne allen Umſtehenden ihre Befürchtungen und jammerte, daſs dieſelben nun eingetroffen ſeien.

„Die Glocke iſt zerſprungen, der Michel iſt verdammt,“ ſo tönte es nun aus aller Munde.

Und noch heute glauben die alten Leute in Mariahilf, daſs die große Glocke (im Volksmunde der „Schuſtermichel“ genannt) einen Sprung habe und deshalb ſo dumpf erklinge, und ſie erzählen gerne den Kindern dieſe Märe.

Digitized by Google

XVI.

Der Bänkelsänger Auguſtin.

Im Laufe des ſiebzehnten Jahrhundertes und noch weit in der Hälfte des folgenden war das Bierhaus zum „rothen Dachel“ auf dem alten Fleiſchmarkt eine der beſuchteſten Schenken in Wien. Im Gegenſatze zur Eleganz der heutigen Bierhallen beſtand dieſes Schanklokal nur aus einem ziemlich großen, aber niedrigen, rauch- und ſchmutzig-gefärbtem Zimmer, mit kleinen, ſtarkvergitterten Fenſtern, welche von innen, bei der Dicke der Mauern eine Art von Aufbewahrungsort für Hüte, Mützen, dann Bierkrüge und Gläſer bildeten. Eine dieſer Fenſterbrüſtungen bildete das Arbeitscabinet der wohlbeleibten Wirtin; auf einem Tiſchchen ſtand ein Arbeitskorb mit allerlei Näh- und Strickzeug; an Lectüre fehlte es auch nicht, ein dickes Gebetbuch lag neben dem Korbe und an der Wand hieng im rothen Einband der neue Warſchauer Kalender. [23])

Rings an den Wänden waren oben hölzerne rauchige Geſimſe angebracht, an welchen graue mit Zinndeckeln verſehene Krüge und ebenfalls bedeckelte Halbe- und Seitelſtutzen hiengen. Den unteren Theil der Wand umgaben hölzerne Bänke von ungewiſſer dunkler Farbe, mit an die Wand befeſtigten Rücklehnen, vor ihnen ſtanden vier ſtämmige lange Tiſche. Starke hölzerne Stühle mit halbrunden Rückenlehnen, in deren Mitte ein herzförmiger Ausſchnitt war,

Digitized by Google

waren davor. Vor einem halbrunden Tische standen zur Auszeichnung für etwaige Honoratioren [24]) vier mit braunem Leder überzogene, bereits tüchtig abgenützte Polstersessel. In einer Ecke, neben dem Eingange zur räucherigen Küche, war die sogenannte „Schank" angebracht, ein colossaler, käfigartiger Verschlag, dessen dicke Holzpfeiler fast bis an die Decke reichten. Den Hintergrund nahmen größere und kleinere Geschirre ein, die zur Herbeibringung und zum richtigen Ausmaß des edlen Gerstensaftes bestimmt sind und die man mit dem Namen Pitschen [25]) und Zimente bezeichnete.

In diesem Heiligthum, das kein ungeweihter Fuß betreten durfte, trieben Wirt und Kellner ihre geheimnisvollen Geschäfte; ersterer das Einschenken und An-Kerben an einem eigens dazu bestimmten länglichen Holze, Robisch (Kerbholz) genannt, letzterer das Holen und Herumreichen der erquickenden Labung.

Der Eigenthümer der Schenke zum „rothen Dachel" war um die Mitte des siebzehnten Jahrhundertes der Bierleitgeb (Wirt) Herr Ulrich Conrad Puffan. Zur Zeit der großen Pest in Wien, im Sommer des Jahres 1679, hatte sich der damals sehr beliebte und weit berühmte Sackpfeifer und Bänkelsänger Augustin eben dieses Bierhaus zum Tummelplatze seiner Productionen erkoren und lockte alle Montage, Donnerstage und Sonntage viele ehrsame Bürger, ja auch Honoratioren dahin, die sich an seinen ziemlich derben Possen ergötzten und sich dabei mit Gersten- oder Weißbier, [26]) Wecken, glatten Semmeln, dann Cervelat- und den schon damals beliebten Wiener Würsteln gütlich thaten.

Selbst zur Zeit, als die Pest am heftigsten wüthete, und die meisten Wein- und Bierhäuser gänzlich gesperrt wurden, theils auch aus Furcht vor der Ansteckung ohnehin

Digitized by Google

„Der Bänkelſänger Auguſtin".

(Seite 88.)

Digitized by Google

leer ſtanden, verſammelte ſich doch beim „rothen Dachel“ insgeheim eine Geſellſchaft von Waghälſen, um bei dem betäubenden Gerſtenſaft und den erheiternden Klängen von Auguſtin's Sackpfeife des allgemeinen Elendes zu vergeſſen.

Dieſer ſelbſt war aber der Unerſchrockenſte von allen; er liebte Geſellſchaft und Beifall, noch mehr aber die ihm dadurch zuſtrömenden Sammelpfennige, am meiſten aber Bier und Branntwein, die ihm von dem Wirte häufig und um ſo bereitwilliger geſpendet wurden, als es ja Auguſtin allein war, der ihm in dieſer traurigen Zeit noch Gäſte anlockte.

Eines Abends jedoch wollte durchaus niemand erſcheinen; darüber wurde der ſonſt ſo unerſchütterliche Auguſtin unwillig und ſuchte ſeinen Unmuth durch eine bedeutende Quantität braunen Fluidums zu dämpfen. Schließlich ſetzte er noch einen Halbſeitelſtutzen Branntwein darauf und verließ endlich wankend und unſicher den Schauplatz ſeiner Triumphe, der ihn heute ſo unbefriedigt gelaſſen.

Seiner ſonſt ſo außerordentlichen Localkenntnis für diesmal entbehrend, ſtolperte er über den Stephansplatz, Stock-im-Eiſen, Graben, Kohlmarkt zum Burgthore hinaus, doch ſein Weg hätte ihn auf die Landſtraße führen ſollen, wo er in der Hahngaſſe ein beſcheidenes Kämmerchen bewohnte. Die freie Luft hatte ſeinen exaltierten Zuſtand nicht eben vermindert; außer der Stadt gab es auch keine Beleuchtung; daher ſchwankte und ſtolperte er faſt bewuſstlos fort.

Plötzlich verlor ſein ausſchreitender rechter Fuß den Grund und er fiel eine beträchtliche Höhe hinab, ohne daſs er jedoch hart aufſtieß. Von einem widerlichen Geruch gequält, ſchwanden ihm bald die Sinne, er fühlte kaum mehr,

Digitized

daſs ihm nach kurzer Zeit mehrere menſchliche Körper nachſtürzten und fiel bald in tiefen Schlaf.

Als er jedoch zur Zeit der Morgendämmerung misgeſtimmt erwachte, wurde er mit Schrecken gewahr, daſs eine noch nicht verſchüttete Peſtgrube, voll ſchauerlichen Leichen, ſeine unheimliche Schlafſtätte geweſen war.

Er ſchrie nun aus Leibeskräften und wurde endlich von den Peſtknechten, die bald darauf friſchen Transport brachten, herausgezogen. Dieſes fürchterliche Abenteuer machte jedoch keinen weiteren Eindruck auf den nervenſtarken Auguſtin; er ſetzte ſeine gewohnte unſtäte Lebensweiſe fort. Auch brachte er ſein ſchaudervolles Abenteuer in zierliche Reime, die er noch oft unter ſchallendem Beifalle auf der Bierbank beim „rothen Dachel" ſang. Am 17. Februar 1702 ſtarb Auguſtin in einem Alter von 72 Jahren. Im Bierhauſe zum „rothen Dachel" aber war der alte Auguſtin mit ſeinen luſtigen Liedern noch lange im Munde aller Gäſte. Das alte Local aber iſt mit vielem Alten von Wien verſchwunden.

Digitized by

XVII.

Schab' den Rüssel.

In Wien war einmal eine fürstliche Hochzeit, die herrlich ausgerichtet wurde, da gab es Aufzüge und Festlustbarkeit aller Art, Gaukler und Springer und Bettelleute über alle Maßen viel. Unter letzteren befand sich auch ein Bettler, der sein Almosenheischen als förmliches Gewerbe trieb, gleichwohl hatte er an diesem Festtage kein absonderliches Glück, denn jeder hatte mit sich zu thun; man lief, man rannte, man stieß und wurde gestoßen, drängte und wurde gedrängt, gaffte und schaute, und hatte keine Zeit, den Säckel zu ziehen, war auch selbiges gar nicht angerathen, denn wenn eine freche Hand den Säckel wegriss, so war er da gewesen. Das wurmte aber den Bettler über die Maßen, dass er an dem Tage, an welchem er sich just eine große Ausbeute an reichlich fallendem Almosen versprochen hatte, so gar nichts erhielt, und er murrte unwillig vor sich hin: „Ist denn die ganze Stadt ein Dürrhof geworden? Da muss der Donner hineinfahren und der Teufel drin sitzen! Ei, so wollt ich doch lieber den Teufel um ein Almosen angehen, als euch Geizrachen und Hungerleider!"

Während der Bettler so murrte, gieng ein kleines, hinkendes Männlein in einem grünen Sammtröcklein an ihm vorüber, das trug einen schwarzen spanischen Hut, und darauf eine rothe Feder, und schaute sich halb um nach dem Bettler,

Digitized by Google

wobei ein ſcharfblitzendes Auge und eine ſehr ſtattliche, ſtark gebogene Adlernaſe ſichtbar wurde. Der Bettler vergaß auf der Stelle ſeinen Vorſatz, niemanden an dieſem Tage ferner anzuſprechen, ſchritt vielmehr dem kleinen Grünrock nach, drängte ſich an ihn, hielt ihm ſeinen Schlapphut vor, und begann ſeinen Bettlerſermon in Form eines Stoßgebetes. Der Grünrock zog ein grimmiges Geſicht und rief mit heiſerer Stimme dem Bettler zu: „Halte gleich dein Maul! Mit ſolcherlei Redensarten gewinnſt du mir nichts ab. Du weißt nicht, wen du um ein Almoſen angehſt und haſt's doch vorhin gelobt!“

Mit dieſen Worten ſchritt der Grünrock in einen Straßenwinkel, in welchem man freier ſtehen konnte, weil das Volksgewimmel in der Straße raſtlos vorüber wogte, und der Bettler folgte ihm, weil er ſah, daſs der Grüne in die Taſche griff, auf alle Fälle, um aus derſelben eine Gabe für ihn hervorzuholen. Dieſes that letzterer denn auch, er zog eine kleine eiſerne Raspel mit kurzem Holzſtiel hervor und ſagte: „Dies kleine Werkzeug kann und wird all' deiner Noth ein Ende machen, wenn du meinem Rathe folgen willſt. Du brauchſt damit nur einmal über die Lippen zu ſtreichen und zu ſagen: „Schab' den Rüſſel,“ ſo fällt dir ein Goldſtück vom Maule. Da aber umſonſt nur der Tod iſt, ſo wirſt du es billig finden, daſs ich auch von dir einiges begehre.“

„Was euer Gnaden nur befehlen! Ich ſtehe zu Dienſt!“ rief vor Freude zitternd der Bettler und blickte unverwandt nach der neuen eiſernen Raspel.

„Du darfſt erſtens keine Reimgebetlein mehr ſprechen, überhaupt hinführo weder beten noch betteln, darfſt in keine Kirche gehen und nach ſieben Jahren muſs deine Seele mein ſein. Wenn dich jemand mit Schimpfreden antaſtet, wenn ein Richter einen dir ungünſtigen Spruch fällt, wenn einer

Digitized by Google

dir was nachredet, das dir übel gefällt, dann ziehe nur dieſe Raspel aus der Taſche und ſprich, ohne ſie an deine Lippen zu bringen: „Schab' den Rüſſel," ſo wird ſie jenen dir übelwollenden über das Maul fahren und ſie werden ſelbiges dann ganz ſicherlich halten.

Obwohl der Bettler nun merkte, wer dieſer gewiſſe Grünrock war, und ihn eine Gänſehaut bei dieſer Wahrnehmung überlief, ſo erſchien ihm das Anerbieten doch ſo übel nicht, denn Geld war ihm das höchſte, und um ſeine Seele hatte er ſich nie ſonderlich bekümmert. Gebet und Kirchengehen zu meiden, fiel ihm auch nicht ſchwer, denn bei ſeinen Gebeten, die er beim Betteln mechaniſch herleierte, hatte er ſich niemals etwas gedacht, und ſein Kirchenſtand war immer außen, vor den Kirchenthüren geweſen. Er ſagte alſo zu, und der Grünrock ſagte, er wolle am andern Morgen zu ihm kommen und die Beſchreibung mitbringen, zur Unterſchrift — um Lebens und Sterbens willen, denn etwas roth auf weiß müſſe er haben, und wenn der Bettler den Pakt nicht gewiſſenhaft halte, ſo verfalle die Seele dem Grünen dann alsbald. Das Kunſtſtück mit dem Schab' den Rüſſel, um Geld zu erzielen, ſetzte der Grüne noch hinzu kann des Tages nur einmal, und zwar bloß früh nüchtern ausgeübt werden.

Der Grünrock hinkte hinweg und verlor ſich bald unter dem Volksgewimmel, der Bettler aber hielt beſtändig die Hand auf ſeiner linken Hoſentaſche, in welche ihm jener die Raspel geſteckt hatte, daſs nicht etwa ein Taſchendieb ſie ihm ſtibitze, gieng gegen ſeine Gewohnheit dieſen Abend in kein Wirtshaus, und konnte vor Erwartung die ganze Nacht nicht ſchlafen. Er hatte ſich die Raspel in einem Tüchlein um den Hals gebunden, um ja nicht darum zu kommen.

Digitized by Google

Mit dem Morgengrauen war er ſchon auf, holte eine Schüſſel, zog die Raspel hervor, ſtrich ſie über ſeinen breiten Mund und ſprach: „Schab' den Rüſſel!“ — Plautz, plumpte ein funkelnagelneuer Kremnitzer Ducaten klingend in die Schüſſel — indes fuhr zugleich etwas Haut von der Lippe. Aber der Strolch achtete nicht den Schmerz; er arbeitete wie ein Schloſſer mit der Feile auf ſeinem Maule herum: „Schab' den Rüſſel, ſchab' den Rüſſel, ſchab' den Rüſſel!“ [27]) — das gieng ganz flott, und es fiel förmlich ein goldener Regen.

Jetzt blutete dem Raspelkünſtler der Mund ziemlich arg, und da kam der Grünrock, hatte ein Pergament und eine friſch aber verkehrt geſchnittene Feder, die tunkte er auf ſeines Mannes blutende Lippen wie in ein rothes Tintenfaſs, und jener muſste ſeinen Namen unter den Vertrag ſetzen, worauf alsbald der Grüne wieder verſchwand und den Pakt mit ſich hinweg nahm, zuvor aber ließ er ein Büchschen mit Lippenpomade zurück, die mehr nach Schwefel als nach Roſenöl roch, um die kleinen Wunden zuzuheilen.

Andern Tages hatte der Kremnitzer Goldmund einen gräulichen Grind auf ſeinen Lippen, aber er hatte, ſeiner Meinung nach, noch lange nicht genug Kremnitzer, fieng daher auf's neue an, ſeinen Rüſſel zu ſchaben, daſs es nur ſo in die Schüſſel praſſelte; er litt freilich dabei abſcheuliche Schmerzen, und die Lippen ſchwollen ihm auf wie zwei braune, theilweiſe beim Braten zerplatzte Bratwürſte, aber er gewann doch vieles Gold. Er konnte nur mit verbundenem Munde ausgehen, gieng indeſſen doch abends in ein Zechhaus und ließ einige ſeiner Goldvögelein fliegen, ſchlemmte und war fröhlich mit ſeinen vormaligen Bettelbrüdern, gleichwohl ſpotteten dieſe ihn aus über ſein Schwartenmaul; als ihn das ärgerte, ſo zog er die Raspel hervor, ſprach heim-

Digitized by

lich und leiſe „Schab' den Rüſſel", und plötzlich tanzte unſichtbar die Raspel dem Zechgeſellen, der den Witz geriſſen, auf den Lippen herum, ohne daſs aber Gold herunterfiel, daſs derſelbe vor Schmerz laut aufſchrie — worauf ſich jener zurückzog und ſich ſelbſt das Wort gab, fortan ſolche gemeine Geſellſchaft zu meiden. Er ließ nun die Raspel, ſo viel er's irgend aushalten konnte, fleißig arbeiten, und begann den Aufbau eines neuen Hauſes, den er eifrig betrieb. Über die Thüre ließ er ſchreiben „Zum Schab' den Rüſſel", und nahm den vornehmen Namen Chryſoſtomus an, welcher zu deutſch Goldmund lautet.

Herr Chryſoſtomus zum Schab' den Rüſſel wurde immer reicher und reicher, und es war nur Schade, daſs er ſtets mit verbundenem Munde gieng, weshalb ſich die Mär im Volke verbreitete, ſein Mund ſei kein Mund, ſondern ein kleiner Saurüſſel, aber von Golde, davon ſchabe er immer fort ab, und daher rühre ſein Reichthum. Weil er nun keinem Armen etwas gab, ſo kam die Redensart auf, die ſich hernachmals im ganzen deutſchen Reiche verbreitete, die jeden geizigen Reichen einen ſchäbigen Mann nennt.

Herr Chryſoſtomus zum Schab' den Rüſſel lebte herrlich und in Freuden; wer ihm was zuwider that oder ſagte, den ließ er tüchtig von der Raspel bearbeiten und verſchaffte ſich ſo allenthalben Ruhe.

So giengen die ſieben Jahre herum, und da kam der Grünrock wieder, willens, nun die verfallene Seele in Empfang zu nehmen. Der Thürſteher des Chryſoſtomus von und zum Schab' den Rüſſel wollte den Grünen nicht zu ſeinem Herrn laſſen, weil er ihn für einen vacierenden Jäger hielt; der kleine Grünrock aber unterſtellte dem großen Thürſteher ein Bein, daſs er hinplumpte wie ein Nuſsſack.

Digitized by Google

Chryſoſtomus lag auf dem Sopha, las die Zeitung und hatte neben ſich etwelche Fläſchchen Ungarwein ſtehen, und rauchte türkiſchen Tabak, als der Grünrock in das herrlich ausgeſchmückte Spiegelzimmer trat.

„Was gibt's? Was ſoll es?“ fragte der Herr Schab' den Rüſſel in übler Laune, daſs jemand ſich unterfieng, unangemeldet einzutreten. Man wende ſich an den Kammerdiener!“

„Habe mit dir ſelbſt zu ſprechen, mein Werteſter!“ entgegnete der Grünrock. „Deine Zeit iſt um! Hier iſt der Pakt. Auf, zum Abmarſch! Jetzt heißt es nicht mehr Schab' den Rüſſel, ſondern Schab' ab!“ —

Der Herr von und zum Schab' den Rüſſel ſetzte ein viereckiges Lorgnettenglas, das an einer Schnur hieng, vor das rechte Auge und blinzte damit nach dem Grünrocke hin, indem er einmal gähnte und dann ſprach: „Was? Zeit? Abmarſch? Schab' den Rüſſel! — Dummheit?“

So wie Chryſoſtomus das Wort „Schab' den Rüſſel“ ausſprach, fuhr die Raspel den Grünrock über das Maul und raspelte dieſes, das ihm Hören und Sehen vergieng. Der dumme Teufel, kein anderer war der Grünrock, hatte vergeſſen, die Eigenſchaft des Rüſſelſchabers dieſem nicht als eine allgemeine zu verleihen — es wurde ihm nun übel und weh zu Muthe, er ſchrie, daſs das ganze Haus „zum Schab' den Rüſſel“ erbebte, und endlich fiel er auf die Kniee und bat fußfällig um Gnade und Einhalt.

Chryſoſtomus blies dem Teufel eine Wolke von türkiſchem Tabakdampf in das Geſicht, und ſtreckte, ohne ſeine liegende Stellung zn verändern, ſeine Hand aus, indem er nur die zwei Worte ſagte: „Meinen Pakt!“ worauf der Teufel den Pakt hinreichte. Der Herr von Schab' den Rüſſel überzeugte ſich, daſs es der rechte ſei, und nicht etwa ein untergeſchobener,

Digitized by

dann zerriſs er ganz gemächlich das Pergament mit ſeiner rothen Namensſchrift und ſprach: „So mag es gut ſein! Sei ſo gut, wiſche dir das Maul und triff das Loch. Die Raspel aber läſst du mir zum Andenken.“ — „Halte dein Maul, alberner Narr!“ — unterbrach ihn der Teufel — das hätteſt du eher ſagen müſſen. Der Pakt iſt zerriſſen, und die Raspel iſt wieder mein.“

Für ſolch' ein unſchätzbares Werkzeug, wie ſie bekomme ich ganz andere Seelen, wie die deine iſt! O daſs ich an dich könnte! Aber harre nur, und wehe dir, wenn du einſt doch zu mir kommſt -- da will ich auch ſagen, an dem Orte, wo Heulen und Zähneklappern iſt: „Schab' den Rüſſel.“

Digitized by Google

XVIII.

Die Spinnerin am Kreuz.

Nahe an der Triesterstraße auf dem Rücken des Wienerberges steht ein ehrwürdiges Denkmal von ziemlich hohem Alter und schöner künstlerischer Arbeit, von dem Volke „Spinnerin am Kreuz" benannt. Es ist eine schlanke verzierte Kreuzsäule, welche auf drei achteckigen Stufen ruht und ihre vier Hauptvorstellungen sich auf die Leiden des Erlösers beziehen. Sie wurde 1451 von Meister Hans Buchsbaum, dem Erbauer des Stephansdomes, an Stelle eines älteren, durch Hunyady's Scharen zerstörten Kreuzes errichtet.

Mancher fromme Pilger verrichtete dort und verrichtet noch an dem Gnadenbilde seine Andacht, sei es, dem reizenden Wien Lebewohl für lange Zeit zu sagen, sei es, dass er heimkehrend, mit höher klopfender Brust die geliebte Heimatsstadt vor Augen liegen sieht.

Zur Zeit, als noch an dieser Stelle das einfache dem Verfalle nahe Holzkreuz stand, wohnte in geringer Ferne davon eine arme, aber fromme Frau, welche täglich bei dem Kreuze ihre Andacht verrichtete.

Diese nahm es sich sehr zu Herzen, dass dem Kreuze der Einsturz drohte, und sie fasste den Entschluss zu Ehren Gottes das Kreuz zu erhalten oder ein neues aufrichten zu lassen.

Die fromme Frau setzte sich nun Tag für Tag mit ihrer Spindel an das Kreuz und spann und spann, sprach

Digitized by Google

auch die des Weges ziehenden Wanderer für den Wiederaufbau des Kreuzes um eine kleine Gabe an. Was sie auf diese Art erspann, das legte sie alles zurück und behielt sich nur zur Fristung ihres Lebens das Allernothwendigste.

Die Reisenden wurden des Anblickes der Armen so gewohnt, dass sie von ihnen nur die „Spinnerin am Kreuze" genannt wurde.

Allmählig mehrte sich das zurückgelegte Geld so, dass das gegenwärtige Denkmal erbaut werden konnte.

Freudig sah die fromme Frau das Steinkreuz sich erhöhen mit seinen Figuren und Zieraten. Kaum dass sie es erwarten konnte, dasselbe in seiner ganzen Schönheit vollendet zu sehen, denn es war ihr so, als ob schon ihre Tage auch gezählt wären. Endlich kam die so heiß von ihr ersehnte Stunde. Viele fromme Leute versammelten sich, um das Denkmal zu sehen, und gar manchem schien es unbegreiflich, wie das arme Weib durch ihrer Hände mühsame Arbeit doch das schwere Werk zuwege gebracht.

Wohl hat sie es gesehen, sich in ihrem Herzen an demselben erlabt, aber bald darauf fand man sie entschlummert an des Kreuzes Fuß.

Zum Gedächtnis dieser Frommen nennt man heute noch das Denkmal nach ihr:

Die „Spinnerin am Kreuz." [28])

Digitized

XIX.

Das Recept.

In der Hechtengasse auf der Wieden wurde kürzlich ein altes einstöckiges Haus, welches die Orientierungsnummer 4 getragen hatte, demoliert. An dessen Stelle stehen nun zwei neue prächtige Gebäude; eines davon, dessen Flucht in die Kleinschmied- und Hechtengasse ragt, zeigt an der abgestumpften Ecke, zwischen dem ersten und zweiten Stocke ein Medaillon, in welchem die Züge des unvergesslichen Kaisers Josef verewigt sind, darunter prangt in goldenen Lettern die Aufschrift: „Recepthaus." Der Erbauer des neuen Hauses ließ im pietätvollen Sinne dieses Denkmal herstellen, weil der große Kaiser Josef vor etwa hundert Jahren in dem alten Hause in die Wohnung einer armen kranken Frau Glück und Freude, Gesundheit und Zufriedenheit gebracht hatte.

Das kam so. In dem erwähnten alten Hause bewohnte eine arme Frau mit ihrem Büblein ein Dachstübchen. Eines Tages fühlte sie sich sehr krank. Sie rief ihr Söhnlein an das Bett und sagte zu demselben: „Kind, hole mir einen Doctor, ich kann es nicht mehr aushalten vor Schmerzen." Der Knabe eilte aus dem Hause. Unterwegs aber fiel ihm ein, dass er Geld haben müsse, um die Arzenei sogleich in der Apotheke bereiten zu lassen. Er wusste wohl, dass die Mutter nicht viel Geld vorräthig hatte; auch mochte er nicht umkehren. Wie er nun traurig durch die Stadt zur Wohnung

Digitized by Google

des Arztes gieng, begegnete ihm der Kaiſer. Der Knabe hielt ihn bloß für einen reichen Mann und dachte: Ich will's verſuchen. „Gnädiger Herr", ſprach er, „wollt ihr mir nicht einen Gulden ſchenken? Seid ſo barmherzig!" Der Kaiſer dachte: Der macht's kurz und denkt, wenn er den Gulden auf einmal bekommt, ſo dürfe er nicht ſechzigmal um den Kreuzer betteln. „Thut's denn nicht auch ein Zwanziger?" fragte der Kaiſer. Das Büblein ſagte: „Nein", und erzählte dem Kaiſer, wozu es das Geld brauche. Der Kaiſer gibt ihm einen Gulden und läſst ſich genau ſagen, wie ſeine Mutter heiße und wo ſie wohne.

Während das Büblein den Doctor aufſucht und die kranke Frau zu Hauſe betet, der liebe Gott wolle ſie doch nicht verlaſſen, kommt der Kaiſer in ihre Wohnung. Er war ein wenig in ſeinen Mantel gehüllt, ſo daſs man ihn nicht leicht erkennen konnte.

Als er zu der kranken Frau in die Stube trat, in welcher es leer und betrübt ausſah, meinte ſie, es ſei der Doctor und erzählte ihm ihren Zuſtand, und wie ſie noch ſo arm dabei ſei und ſich nicht recht pflegen könne.

Der Kaiſer ſagte: „Ich will euch ein Recept ſchreiben." Und ſie ſagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ſei. Alſo ſchrieb er das Recept, legte es auf den Tiſch und gieng fort. Als er kaum eine Minute fortgegangen war, kam der rechte Doctor, den der Knabe geholt hatte. Die Frau verwunderte ſich, als ſie hörte, er ſei auch ein Doctor, und entſchuldigte ſich, es ſei ſchon einer dageweſen und habe ihr etwas verordnet; dort liege das Recept.

Als der Doctor das Recept in die Hand nahm und ſah, was der andere Arzt verordnet hatte, da gieng ihm freilich ein Licht auf. „Frau", ſagte er, „ihr ſeid einem guten

Digitized

Arzt in die Hände gefallen; der kann mehr als ich. Er hat euch 25 Ducaten verordnet, zu beheben in dem Zahlamt, und darunter steht „Josef." Kennt ihr den? Eine solche Arzenei hätte ich euch nicht verschreiben können!" Da that die Frau einen Blick zum Himmel und konnte nichts anders sagen, als:

„Gott sei Lob und Dank!"

Der zweite Doctor verordnete ihr nun auch eine Arzenei, die ihr bald wieder zu ihrer Gesundheit verhalf. Also hat der Doctor die kranke und der Kaiser die arme Frau curiert.

Digitized by Google

XX.

Der seltsame Vogel des Generals Lindenau.

General Lindenau war zu Anfang des neunzehnten Jahrhundertes eine der bekanntesten Persönlichkeiten in Wien. Er hatte nicht große Schlachten gewonnen, die ihm den Lorbeer auf die Stirn drückten und seinen Namen in aller Leute Mund brachten; er hatte bloß auf dem Felde der Ehre tapfer gefochten und manchem Feinde den Garaus gemacht; er war ja ein Soldat vom Wirbel bis zur Zehe.

Seine große Popularität dankte er vielmehr seinem ganzen Auftreten und seiner Lebensweise; denn er war ein gar eigenthümlicher Sonderling.

Täglich konnte man ihn am Graben, der damals ein beliebter Ort für die promenierende Welt war, sehen, gelehnt an einen der geöffneten Flügel der Ladenthür des Materialistengeschäftes zur „weißen Rose", die Hände in den Taschen seines Frackes, unter dessen Schößen, der damaligen Mode gemäß, der Degen sichtbar war.

Hier musterte er die vorübergehenden Leute, wurde von allen gegrüßt, plauderte mit manchem Passanten, witzelte über diesen oder jenen, musste aber auch so manchen derben Witz über sich ergehen lassen. Den wackeren General kannte also in Wien alles, alt und jung, arm und reich, hoch und gering.

Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern, hatte zu demselben eine besondere Neigung und zog ihn oft zur Tafel;

Digitized by Google

da gab es zuweilen ergötzliche Scenen, der General war besonders für die jüngere Welt die Zielscheibe der Sticheleien; doch er blieb derselben nichts schuldig, und kanzelte oft in derber Weise einen Flaumbart ab, dass sich dieser niemals mehr mit ihm in ein Wortgefecht einließ. Manchesmal wurde er aber von allen Seiten bestürmt, dann räumte er das Feld und lief unwillig und wetternd während der Tafel davon.

Lindenau hatte allerlei lustige Abenteuer bestanden, die in Wien vielfach besprochen wurden und viel Stoff zum Lachen gaben, eines davon, sein Streit mit Meister Zwirn, bildete lange den Gesprächsstoff und wurde mit Vorliebe von Mund zu Mund colportiert.

Es war dies aber auch wirklich zu drollig und darum auch gerechtfertiget, dass sich der Volkswitz desselben bemächtigte und mit Vorliebe für dessen Verbreitung Sorge trug.

Der General bewohnte nämlich in einem Hause der Annagasse im ersten Stocke ein einfaches Zimmer, ihm gegenüber logierte ein ehrsamer Schneider, namens Zwirn, ein sehr braver und äußerst fleißiger Geschäftsmann, der am frühesten Morgen schon in seiner Werkstatt saß und die Nadel hurtig fliegen ließ.

Das gefiel dem General an dem Manne, dass er aber beim Morgengrauen alle seine Vogelhäuser mit einer Menge singender und zwitschernder Vögel theils auf die Fenster stellte, theils an hierzu in die Mauer befestigten Nägel hieng — das gefiel dem General nicht an dem Manne; denn von dem Lärm der trillernden Sänger wurde er alle Morgen vorzeitig aus dem Schlummer geweckt und konnte dann nicht wieder einschlafen.

Einige Tage ertrug der General diese Unannehmlichkeit, endlich riss ihm der Geduldsfaden; er machte sich auf, sprach bei Meister Zwirn vor und ersuchte diesen freundlich,

Digitized by Google

ſeine Vögel ſpäter auszuhängen, da ihm das Gezwitſcher derſelben in ſeinem Schlafe ſtöre.

Meiſter Zwirn war über dieſes Anſuchen ſehr ungehalten und ſagte ganz ſpitz, wenn dem Herrn General das Gezwitſcher zuwider ſei, ſo möge er ſeine Fenſterläden ſchließen, er müſſe ja nicht bei offenen Fenſtern ſchlafen, was ohnehin nicht geſund ſei.

Lindenau verſuchte es nun mit weiteren gütlichen Vorſtellungen; doch war der harte Sinn des Meiſters nicht zu erweichen, zuletzt brauste derſelbe ſo auf, daſs er in ſchroffer Weiſe erklärte, er laſſe ſich nichts verbieten; er könne einmal nicht leben ohne Vogelſang, auch erlaube es ihm ſeine Zeit nicht, in einem Walde dem Sange der gefiederten Sänger zu lauſchen; er müſſe ſich daher dieſen Genuſs auf dieſe Art in der Stadt verſchaffen.

Der General ſah nun, daſs jedes weitere Wort vergeblich wäre, den Eigenſinn des Meiſters zu brechen, daher gieng er verdrießlich heim und ſann nach, auf welche Weiſe er den Schneider von ſeiner unſeligen Leidenſchaft für Vogelſang curieren könne; bald hatte er ein Mittel ausfindig gemacht.

Er ließ von einem Tiſchler einen ziemlich großen hölzernen Käfig anfertigen, in denſelben zwängte er einen Bock, den er zu dieſem Behufe gekauft hatte.

Dieſes ſeltſame Bauer poſtierte er über Nacht in ſeinem Vorzimmer. Am andern Morgen hieng Meiſter Zwirn wie gewöhnlich alle ſeine Vogelhäuſer aus und blickte nach vollbrachter Arbeit mit Schadenfreude in die Wohnung des Generals hinüber.

Dort war noch alles in tiefſter Ruhe. Meiſter Zwirn verſorgte ſeine Geſellen mit Arbeit und bald wurde in der Werkſtatt tüchtig geſchafft.

Digitized by Google

Aber in der gegenüberliegenden Wohnung wurde es jetzt ebenfalls lebendig, mit Hilfe seines Dieners stellte der General seinen Wunderkäfig auf das Fenster. Meister und Gesellen waren außer sich vor Neugierde und reckten schnell die Köpfe bei den Festern hinaus. Nun tönte das klägliche Geschrei des gefangenen Bockes, welches bald eine Menge Leute anlockte, zu ihnen herüber. Meister Zwirn und seine Gesellen zogen sich alsbald zurück; die spöttischen Rufe der Menge, welche bald weg hatte, wem der Schabernack gelte, vertrieb sie. Meister Zwirn war über den ihm zugefügten Schimpf so erbost, dass er den Schwur leistete, jetzt erst recht nicht nachzugeben, und der General gelobte sich im Stillen, nicht eher zu ruhen, bis er den Meister von seiner Liebhaberei geheilt habe. Die Mär von dem seltsamen Vogel des Generals Lindenau bildete bald das Tagesgespräch in Wien und alle Morgen fanden sich zahlreiche Neugierige ein, ihn — „singen" zu hören; die vielen Schelt- und Spottreden, die bei dieser Gelegenheit der Schneider zu hören bekam, machten ihn so mürbe, dass er sich aufmachte und zu Lindenau hinüber gieng und flehentlich bat, er möge seinen Käfig nicht mehr ausstellen. Der General versprach, dem Meister zu Willen zu sein, wenn auch er mit seinen Vögeln dasselbe thue. Dieser gelobte es feierlich und empfahl sich erleichterten Herzens.

Der Käfig verschwand sogleich von dem Fenster und die gefiederten Sänger wanderten auf den Vogelmarkt, wo sie der Meister zu einem wahren Spottpreis veräußerte.

Lindenau hatte sich auf diese Art Ruhe verschafft und konnte wieder wie sonst seiner Gewohnheit, einen langen Schlaf zu halten, huldigen.

Digitized by

XXI.

Erzherzog Franz Josef und die Schildwache.

Am 18. August 1834 promenierten die Großeltern unseres Kaisers, Franz I. und Karoline Auguste, in dem schönen Parke von Laxenburg und freuten sich an dem kindlichen Spiele ihres Enkels Franz Josef, der seinen vierten Geburtstag feierte. Der kleine Prinz saß im Gartensalon, umgeben von seinen Spielsachen, welche die gütigen Hände seiner hohen Familie ihn zum Festtage beschert hatten. Am Eingange stand eine Schildwache, welche zuweilen einen Blick inniger Theilnahme auf das spielende Kind warf. Aber auch der Knabe schien sich für den Soldaten zu interessieren, denn er betrachtete ihn öfter aufmerksam und unterbrach deshalb sein Spiel. Plötzlich als Kaiser Franz in seine Nähe kam, eilte er auf ihn zu und sagte: „Nicht wahr, Großpapa, der Mann da ist recht arm?“ — „Warum meinst du das, mein liebes Kind“? entgegnete der Monarch. — Nun weil er Wache stehen muss.“ — „Mein Kind, das müssen auch reiche Leute, selbst die kaiserlichen Prinzen; aber bei dem Manne hast du es errathen, er ist arm, d'rum geh' hin und gib ihm diese Banknote.“ Das ließ sich der Prinz nicht zweimal sagen, er lief zu dem im Präsentieren stehenden Soldaten und hielt ihm die Banknote freudig hin. Doch der Posten schüttelte verneinend den Kopf, denn die Ordres [29]) der Schildwache sind streng. Prinz Franz Josef blickte, wie

fragend, bald auf den Großvater, bald auf die Wache. Der Kaiser betrachtete sich einige Augenblicke das reizende Bild. Endlich sagte er lächelnd: „Geh' hin, Franz und steck' ihm das Geld in die Patrontasche, das ist nicht gegen den Befehl. In die Hand darf er es nicht nehmen." Der kleine Prinz lief hin, aber da die Patrontasche zu hoch hieng, konnte er sie nicht erreichen und stand abermals rathlos da. Da näherte sich der Kaiser, hob den Enkel empor, die Kaiserin half den Deckel der Patrontasche öffnen, und der Erzherzog steckte jubelnd die Banknote in dieselbe. Dann begab er sich wieder zu seinen Spielsachen und rief vergnügt: „Nicht wahr, Großpapa, jetzt wird der Soldat nicht mehr arm sein?" — „Wir wollen es schon machen", antwortete der Kaiser, erfreut über das edle Herz seines geliebten Enkels.

Am andern Tage erkundigte sich der Kaiser über das Verhalten des Soldaten, und da er in Erfahrung brachte, dass dieser der einzige Sohn einer armen Witwe sei, welche er von seiner kärglichen Löhnung unterstütze, und dass er seiner Dienstespflicht in ausgezeichneter Weise nachkomme, so erlegte der Monarch bei dem Hofkriegsrathe aus seiner Privatcassa die damals zum Loskaufe vom Militärdienste noch erforderliche Summe; dadurch ward der brave Sohn zu dessen unbeschreiblicher Freude seiner überglücklichen Mutter wiedergegeben.

Digitized by Google

XXII.

Die Wassernoth in der Brigittenau.

Wien hatte vor der Regulierung der Donau viel durch Überschwemmungen zu leiden und fast jedes Jahr kam es vor, dass der Donaucanal aus seinen Ufern trat, die Leopoldstadt, Roßau und den niedrigst gelegenen Theil der Stadt (Adlergasse) überschwemmte. Eine große Wassernoth brach im Februar des Jahres 1862 herein und überflutete besonders die Brigittenau.[30])

Der kaiserliche Augarten war $1^1/_2$ Meter hoch unter Wasser, und die riesigen Eisblöcke, welche der entfesselte Strom herabwälzte, schlugen an die Bäume und zerbrachen viele oder schürften die Rinde derselben ab, und heutigen Tages kann man hier noch in der großen Kastanienallee an der vernarbten Rinde der Bäume die Wasserhöhe von damals ermessen.

Die Brigittenau, zum größten Theil von Gärtnern bewohnt, zur damaligen Zeit zumeist nur aus niedrigen Häusern bestehend, darunter noch viele hölzerne Hütten, hatte von der so rapid heranstürmenden Flut am meisten zu leiden, und viele Bewohner glaubten gar nicht an eine Gefahr und versäumten daher rechtzeitig, sich und ihre Habe zu bergen.

Da konnte man viele der Unglücklichen händeringend und in Todesangst auf den Dächern der Hütten und auf Bäumen sehen, harrend eines rettenden Engels.

Digitized by Google

In dieſer Zeit der Noth bewährte ſich wieder der edle Sinn der Wiener, hoch und gering wetteiferte durch Theilnahme an dem Rettungswerke und nur den großen Anſtrengungen und des aufopfernden Edelmuthes der Hilfebringenden war es zu danken, daſs die gierige Flut ſo wenige Opfer verſchlingen konnte.

Unter krachenden, zuſammenſchlagenden, berſtenden Eisſchollen tanzten die Nachen gleich Nuſsſchalen auf den ſtürmenden, wildbrauſenden Wogen. Doch deren Inſaſſen achteten ihrer nicht, das edle Ziel, ihre Mitmenſchen zu bergen, verlieh ihnen Muth und Rieſenkraft, dem wüthenden Elemente Trotz zu bieten.

Da war es aber auch unſer Kaiſer, deſſen Boot von wackeren Soldaten geleitet durch die Eistrümmer hindurch ſchoſs, ſichere Hilfe und Rettung bringend den Ärmſten, die ihre Arme zum barmherzigen Himmel erhoben.

Die in den Tod geängſtigte Mutter mit ihrem Kinde, die bange Stunden, welche ihr eine Ewigkeit dünken, der Erlöſung harrt, der gebrechliche Greis, der tiefbekümmerte Familienvater mit den Seinen — alle, alle werden aus der großen Gefahr geborgen und verſorgt.

Und als das Rettungswerk vollendet, da ſteigen für den edlen Helfer in der Noth heiße Dankgebete empor. Ganz Wien preist ſeinen hohen Muth und in den Herzen von Hunderttauſenden hallt der Ruf wieder: „Heil Franz Joſeph, dem Beſchirmer der Bedrängten!

Digitized by Google

Die Türkennoth.

Digitized by Google

I.

Die Türken vor Wien.

Im Juli 1529 betrat das türkiſche Heer unter Sultan Soliman's Anführung wieder den ungariſchen Boden. Das Ziel des Kriegszuges war diesmal Wien. Ohne erheblichen Widerſtand zu finden, überſchritten die Türken bei Hainburg die Grenze Oeſterreichs, mordend und brennend in gewohnter Weiſe. Am 17. September 1529 ergriffen Leute aus allen Ständen die Flucht; der Blutdurſt der Türken hatte allgemeines Entſetzen erweckt. Wien hatte ſehr zu fürchten, denn es war im ſchlechten Vertheidigungszuſtande.

In größter Eile wurden die ſchwächſten Stellen der Stadtmauern und die Ufer der Donau mit Verſchanzungen gedeckt, die hölzernen Dächer abgenommen, das Pflaſter der Straßen aufgeriſſen, die Vorſtädte, welche ganz nahe an die Stadtmauern reichten, niedergebrannt.

Man beeilte ſich, hinreichend Lebensmittel in die Stadt zu ſchaffen und die Beſatzung, ſo viel wie möglich, zu verſtärken. Der tapfere Graf Niclas Salm, ein einundſiebzigjähriger Greis, voll Jugendfeuer und kriegeriſcher Einſicht, leitete die Vertheidigung der Stadt, treu zur Seite ſtanden ihm der Pfalzgraf Philipp und die Hauptleute Wilhelm v. Roggendorf, Eck v. Reiſchach, Hans Katzianer,

Digitized by Google

Leonard v. Völs und Niclas v. Thurn. Die Besatzung belief sich mit Einschluss der bewaffneten Bürger und Studenten auf 24.000 kampffähige Männer. Alle waren von festem Vertrauen auf Gott beseelt und zum Kampfe bis auf's äußerste entschlossen.

Schon am 21. September zeigte sich eine Schar Türken vor Wien, in den zwei nächsten Tagen folgten größere Massen, am 24. die Janitscharen,[31]) welche sich sogleich in die Ruinen der Vorstadtgebäude warfen; am 26. September erschien der Rest des Heeres.

Die Türken lagerten sich in einem weiten Bogen rings um die Stadt. Soliman's Zelt breitete sich, einer kleinen Stadt ähnlich, auf jener Ebene bei Simmering aus, wo noch heute das sogenannte „Neugebäude",[32]) ganz nach der Form dieses Zeltes erbaut, steht. Achtzehn Tage dauerte die Belagerung Wiens. Die Besatzung war von dem herrlichsten Muthe durchdrungen und die Bürgerschaft wetteiferte in der Tapferkeit und Ausdauer mit den Kriegern. Neunzehn größere und kleinere Stürme wurden mit Kraft abgeschlagen.

Die Türken hatten wohl viel Geschütz, aber unter ihren Kanonen wenige, welche für die Zerstörung von Mauern und Schanzen taugten. Darum suchten sie der Stadt durch unterirdische Gänge, Minen, beizukommen, in denen Pulver angehäuft wurde. Die Belagerten waren daher auf ihrer Hut; überall lauschte man in den Kellerräumen. Wasserbecken und Trommeln wurden aufgestellt, um die geringste Erschütterung des Erdbodens daran wahrzunehmen.

Wiederholt wurden halbvollendete Minen des Feindes gefunden und zerstört, und da, wo die Mauern Schaden gelitten hatten, wurden die Lücken mit größter Schnelligkeit wieder durch Bollwerke verrammelt. Soliman bebte vor

Digitized by Google

Wuth, daſs Wien, deſſen Fall ihm ſo leicht geſchildert worden war, ſo nachhaltig widerſtand. Am 14. October wurde von den Türken ein allgemeiner Sturm unternommen. Es war ein Donnerstag. Tags darauf, Freitag, an dem heiligen Tage der Mohamedaner, ſollte die St. Stephanskirche in eine Moſchee umgewandelt ſein.

Aber der Heldenmuth der Wiener machte dieſe Hoffnung des Feindes zunichte. An der gefährlichſten Stelle beim Kärntnerthor hatten die Bewohner der Stadt, geiſtliche und weltliche, Männer und Weiber, Greiſe und Knaben, in der Nacht vorher einen Wall von Pflaſterſteinen und Mauertrümmern aufgerichtet. Der allgemeine Sturm begann mit dem Auffliegen zweier Minen beim Kärntnerthor und dauerte zwei Stunden. Die Stürmenden wurden zurückgeſchlagen. Als ſich der Feind nachmittags zu einem neuen Angriff anſchickte, rief Salm ſeine Helden wieder zu den Waffen. Mit freudigem Muth folgten Bürger und Soldaten. Der Angriff war heftiger denn je, aber wieder erfolglos. Da gab der Sultan die Belagerung auf und zog noch an demſelben Tage von der Stadt weg; vorher aber ließ er alle Gefangenen, darunter gegen tauſend Weiber und Kinder, niederhauen oder in die Flammen des angezündeten Lagergeräthes werfen.

Wien war wie durch ein Wunder gerettet, mit ihm ganz Deutſchland, für welches ein weiteres Vordringen der Türken die furchtbarſten Folgen gehabt hätte. Groß war der Jubel Wiens, auf den Wällen wurde das Geſchütz losgebrannt und im Dome zu St. Stephan wurde ein Dankfeſt begangen. Dem heldenmüthigen Grafen Niclas v. Salm war leider beim letzten Sturme ein Schenkel zerſchmettert worden; er ſtarb bald darauf an den Folgen dieſer Wunde.

Digitized by Google

II.

Der Heidenschuss.

(1529.)

In der Strauchgasse, wo sich heute der prächtige Palast des Fürsten Montenuovo ausbreitet, standen zur Zeit, als die Türken das erstemal die Stadt Wien belagerten, mehrere unansehnliche Häuser.

Eines derselben wurde von einem Bäcker bewohnt, dessen Geschäft sich eines guten Rufes und großen Zuspruches erfreute.

Er war aber auch ein rühriger Mann, seinen Gesellen ein Vorbild des Fleißes und der Arbeitsamkeit, für seine Kunden voll Vorsorglichkeit und Höflichkeit.

In der traurigen Zeit der Türkennoth, wo so viele Soldaten in der Stadt untergebracht waren, wo auch viele Flüchtige aus den abgebrannten Vorstädten Aufnahme gefunden hatten, gab es für den emsigen Meister noch mehr zu thun als sonst, so dass der Backofen fast gar nicht erkaltete.

Dem Meister, den dieser Zuspruch unter anderen Umständen große Freude bereitet hätte, wurde bange, wenn er seine Mehlvorräthe überblickte, die mit jedem Tage merklich abnahmen, und wenn er bedachte, wie bei einer längeren Belagerung aller Proviant zusammenschmelzen, wie das Fleisch und Brod theuer und rar werden müssen. Unter solch'

Digitized by Google

traurigen Gedanken begab er sich in gedrückter Stimmung in die Backstube, welche in dem Kellerraume seines Hauses untergebracht war. Und nun begann rüstiges Schaffen; Mitternacht war's; eben erklang vom Stephansthurme die einzige Glocke der Stadt, denn die andern mussten auf Befehl des Stadtcommandanten schweigen; der Meister stand mit seinen Gesellen gerade vor dem Backofen, als er unter sich plötzlich einen verwirrten, undeutlichen Klang von fremden Stimmen hörte. Sogleich wurde mit der Arbeit inne gehalten.

Mit angehaltenem Athem horchten Meister und Gesellen.

Immer befremdender ward das eigenthümliche Geräusch, immer lauter und vernehmlicher die rauhen unheimlichen Stimmen. Da glaubte der Bäcker das Wort: „Allah" [33]) zu vernehmen, und da er die Bedeutung dieses Ausdruckes kannte, zweifelte er nicht mehr, dass sich die Feinde unter der Erde einen Weg bis in die Stadt gebahnt hatten. Er legt sich auf den Boden, so dass sein Ohr die Ziegelsteine berührt, da hört er ein deutliches Klopfen und Graben. Schnell erklärt er seinen Gesellen die Gefahr und ermuntert sie zur Rettung aller das Ihrige beizutragen und Wasser in Menge herbeizubringen. Die Gesellen beeilen sich der Aufforderung des Meisters nachzukommen und jeder läuft mit einem Gefäße zum Brunnen. Der Lehrling rennt, dem Befehle des Bäckers gehorchend, in die benachbarten Häuser, um deren Bewohner zu wecken und sie zur Mithilfe aufzufordern; unterdessen öffnet der Bäcker ein ihm bekanntes Loch in der Erde, welches nach seiner Meinung mit dem unterirdischen Gange in Verbindung stehen müsse. Kaum war an dieser Stelle die Ziegelpflasterung hinweggeräumt und eine Schichte Erde ausgegraben, so vernahm er ganz deutlich das Waffengeklirr und den Zuruf der Feinde.

Digitized by Google

Da kommen auch ſchon die rüſtigen Bäckergeſellen und die herbeigerufenen Mitbürger mit gefüllten Eimern und Gefäßen.

Hurtig, aber mit großer Vorſicht wurde gegraben, bis die Öffnung den unterirdiſchen Gang erreichte. Kaum war dies der Fall, ſo wurde mit dem Eingießen des Waſſers begonnen. Alle bei dem Rettungswerke Betheiligten bildeten eine Kette, die vom Hofe bis in den Keller reichte, und die gefüllten Eimer giengen von Hand zu Hand. Bald hörte man ein lautes Geſchrei der Beſtürzung und als es dem raſtloſen Eifer der Bürger gelungen war, eine in der Nähe fließende Quelle in die Öffnung zu leiten, erhob ſich ein entſetzliches Angſtgebrüll. Endlich verſtummte der Lärm; die meiſten der im Gange befindlichen Feinde fanden im Waſſer den Tod; nur wenigen gelang es, den rettenden Ausgang zu erreichen. Nun erſt, als die furchtbare Gefahr glücklich abgewendet war, verbreitete ſich die Kunde davon in der geretteten Stadt und allgemeiner Jubel herrſchte in den Straßen.

Das Haus aber, wo dies geſchehen, erhielt den Namen: „zum Heidenſchuſs“. [34])

III.

Des Helden erste Sporen.

(1683.)

Der Morgen des 12. Septembers 1683 war herangekommen; von den Höhen des Kahlengebirges erblickte man die Stadt Wien, in Dampf und Nebel gehüllt. Ganze Büschel von Raketen entstiegen schon während der Nacht dem Stephansthurme, zum Zeichen der großen Noth, die in der Stadt herrscht, und mit mattem Glanze flogen die letzten Feuergarben empor zu dem trotzigen Firmament. Es war dies die letzte dringende Aufforderung zur Rettung seitens des arg bedrängten Wien; denn länger vermochte es nicht dem Anstürmen der Ungläubigen zu widerstehen, deren weite Lager, ein unübersehbares Heer von Zelten, sich vom Wienerberge an längs der ganzen Stadt ausbreiteten. Aber die Nothsignale der Stadt blieben nicht unerwidert; schon in der vergangenen Nacht flammten auf dem Kahlenberge und dem Hermannskogel Feuersäulen auf und stiegen in großer Zahl Raketen empor, welche das trauernde Wien wieder aufrichteten und mit neuem Muthe beseelten.

Kaum war die Sonne an diesem denkwürdigen Tage emporgestiegen, so wurde es auf dem Kahlenberge und im weiten Umkreise desselben äußerst lebendig. Zahllose Kriegerscharen bedeckten im wimmelnden Gedränge und in mancherlei seltsamen Trachten die Höhen, und aus den Thälern von Weid-

Digitized by Google

ling und Klosterneuburg kletterten noch endlose Züge herauf zum allgemeinen Sammelplatz und scharten sich daselbst rachedürstend und kampfeslustig um ihre erprobten Führer. Da herrschte ein fröhliches Treiben, und Waffenlärm drang herausfordernd zu dem Feinde hinunter. Siehe, da ertönte um die sechste Stunde der helle Klang des Betglöckleins am Leopoldsberge, auf einmal legten sich die brausenden Wogen, und feierliche, erhabene Stille trat ringsumher ein. Die Truppen reihten sich auf dem Leopoldsberge in einen großen Halbkreis, so dass der Raum vor der Kapelle leer blieb.

Vorerst wurde auf dem Gemäuer der alten, in Ruinen liegenden Markgrafenburg das große rothe Banner mit dem weißen Kreuzzeichen, als das Symbol des Bundes rechtgläubiger Christen, aufgepflanzt, zum Hohne und Trotze der großen Blutfahne, die bei Kara Mustapha's strahlendem Zelte drohend flatterte. Mit tausendstimmigem Jubel wurde die Entfaltung des Kreuzbanners begrüßt; doch bald war alles wieder in tiefe Stille versunken, als sich die Pforte des neuen Schlosses öffnete, und die edlen Heerführer im glänzenden Zuge sich zur Kapelle begaben. An ihrer Spitze schritt, das heilige Sacrament in den Händen, ein ehrwürdiger Priester, der berühmte Kapuziner Marcus Avianus,[35]) der unzertrennliche Begleiter des christlichen Heeres. Ihm zunächst folgten die Heeresfürsten. Der erste in der Reihe war eine gedrungene Gestalt im besten Mannesalter, stark und nervig, nicht über die Mittelgröße, lebhaft in Worten und Geberden, Augen, Haare und Bart schwarz. Seine einfache Kriegertracht ließ, weniger als seine majestätische Haltung, den damals mächtigen König von Polen, Johann (III.) Sobieski, erkennen. Ihm zur Linken schritt sein ältester Sohn, Prinz Jakob, zur Rechten aber der große Kriegsheld, Herzog

Digitized by Google

Karl von Lothringen, der Ahnherr des erlauchten Herrscherstammes Habsburg-Lothringen.

Seine hohe Gestalt, seine edlen Züge und sein feuriger, ehrfurchtgebietender Blick kündeten deutlich, welch' ein Heldengeist in ihm wohne; ihnen folgten die übrigen Heerführer: der Churfürst Max Emanuel von Bayern, Herzog Georg III. von Sachsen, Prinz Ludwig von Baden, Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg und Andere.

An der Seite des Prinzen Ludwig von Baden gieng ein schmächtiger Jüngling, ungefähr 19 Jahre alt, länglichen, nicht eben schönen Gesichtes, klein von Statur, aber mit von Kampf- und Ruhmbegierde strahlenden Augen.

Während nun der Kanonendonner und das Sprengen von Minen unausgesetzt die Luft erschütterten und das belagerte Wien ängstigten, las der fromme Marcus die heilige Messe in der offenen Leopoldskapelle, wobei ihm der König selbst assistierte.

Nach vollendeter heiliger Handlung reichte der ehrwürdige Priester den katholischen Fürsten das heilige Abendmahl, trat dann mit ihnen auf den freien Platz, wo sich die versammelten Kriegerscharen auf die Knie niederließen und ertheilte ihnen den Segen, der ihren Muth neu befeuerte. Hierauf trat der König in ihre Mitte und ertheilte unter der schallenden Kriegsmusik seinem Sohne, zum Andenken des größten Tages, den er je erleben werde, den Ritterschlag und hielt dann an seine Krieger eine kraftvolle Ansprache, die er mit den Worten schloss: „Folgt mir, ihr Edlen und Junker, denn heute gilt es sich die Sporen zu verdienen." Die Rede des Königs wurde durch Dolmetscher den Deutschen übersetzt und lauter Jubel folgte den begeisterten Worten.

Digitized by Google

Die Schwerter flogen aus der Scheide, als in demſelben Augenblicke fünf Kanonenſchüſſe das Zeichen des Angriffes gaben, und alles drängte ſich kampfesluſtig und todesmuthig bergab; einer der erſten war aber der kleine, ſchmächtige Jüngling, mit hochgeſchwungenem Schwerte.

Die Schlacht ward geſchlagen, mit welch' glänzendem Erfolge, iſt weltbekannt. Ehe noch die Sonne vom Horizonte verſchwand, flohen die Türken in zerſtreuten Scharen nach allen Seiten, während Tauſende und Tauſende ihrer Leichen das Schlachtfeld bedeckten.

Die Sieger hielten Tags darauf ihren herrlichen Einzug in dem befreiten, jauchzenden Wien. Der Zug gieng durch das Stubenthor in die Wollzeile, Biſchofgaſſe, den Stephansplatz, durch die Kärnthnerſtraße und den neuen Markt in die Hofkirche zu St. Auguſtin, welche damals von innen mit einer Lorettokapelle und vielen Trophäen geſchmückt war.

An erſtere befeſtigte der König mit eigener Hand den ihm als Befreier Wiens überreichten Lorbeerkranz und ſtimmte ſelbſt das Te Deum an. Die edlen Heerführer ernteten nun auch den heißeſten Dank und Lohn von allen chriſtlichen Mächten, ſowie von dem Oberhaupte der Kirche, und auch die Untergeordneten erhielten ehrenden und klingenden Lohn.

Als man aber die Heldenthaten einzelner prüfte und hervorhob, vereinigten ſich alle Stimmen, daſs dem kleinen ſchmächtigen Jüngling das größte Lob und die höchſte Auszeichnung gebühre. Wie der Blitz hatte er ſich in die dichteſten Reihen der Feinde geſtürzt; wo die Gefahr am größten war, ſah man ihn an der Spitze der Krieger.

Eingedenk der Worte des heldenmüthigen Polenkönigs, der zu ſeinen Scharen ſagte: „Heute gilt es, ſich die

Sporen zu verdienen", beſchenkte ihn der Herzog von Lothringen ſelbſt mit einem Paare goldener Sporen, ernannte ihn namens des Kaiſers zum Oberſt und ſprach mit prophetiſcher Stimme zu ihm: „Würdigſter Sproſſe des alten Savoy'ſchen Heldengeſchlechtes, ihr habt euch euere Sporen bei dieſem Rieſenkampfe ritterlich verdient, fahrt ſo fort und ihr, den Frankreich in unbegreiflicher Kurzſichtigkeit verſchmähte, den Deutſchland freudig aufnahm, ihr werdet in der Folge des größten Kriegsruhmes theilhaftig werden."

Und der Ausſpruch des Helden gieng in Erfüllung; denn der kleine, ſchwächliche Jüngling war der für alle Zeiten berühmte, unſterbliche Eugen von Savoyen, der größte Feldherr ſeiner Zeit, Öſterreichs Genius und Retter in verderbenbringenden Zeiten, deſſen Name mit unverlöſchlichen Flammenzügen in Öſterreichs Geſchichte prangt, deſſen Ruhm nicht nur als Feldherr, ſondern auch als Beſchützer und Beförderer von Wiſſenſchaft und Kunſt unvergänglich ſtrahlt.

Digitized by Google

IV.

Kolschitzky.

Am 17. Juli des unheilvollen Jahres 1683 fiel die Leopoldstadt in die Hände der Türken. Sobald sich diese daselbst festgesetzt hatten, erfuhr diese Vorstadt eben dasselbe Schicksal, welches die übrigen Vorstädte getroffen hatte. Kirchen und Paläste wurden in Schutthaufen verwandelt; die schönsten Gärten, wie die kaiserliche Favorita (Augarten) wurden vom Grunde aus verheert.

Die kostbarsten Einrichtungen und prächtigsten Hausgeräthe giengen in Flammen auf, weil die Einwohner dieselben nicht in die Stadt geborgen hatten, da ihnen versichert worden war, dass diese Vorstadt von der Armee stets besetzt und bedeckt gehalten würde. Nun bildete die Leopoldstadt für die Türken einen sehr geeigneten Punkt, von welchem aus sie die Stadt mit ihren Geschützen auf das wirksamste bestreichen konnten. Sie gruben sich von der Jägerzeile herauf bis über die Schlagbrücke hinaus neue Laufgräben, errichteten an der Donau und bei der Kirche der barmherzigen Brüder neue Batterien, von welchen aus sie die Stadt besonders gegen den alten Fleischmarkt und das St. Lorenzokloster durch Bomben in schwere Nöthen brachten.

Am 21. Juli beschoss der Feind die Stadt von der Leopoldstadt aus besonders heftig; erst bei Nacht ruhten die Geschütze und brachte ein Reiter, des Götz'schen Regimentes

Digitized by Google

von Enzersdorf kommend, die Nachricht, dass man von dem Herzoge von Lothringen baldigst Hilfe zu erwarten habe. Dieser Kundschafter wurde hierauf mit Briefen an den Herzog wieder zurückgesandt, aber leider von den Türken gefangen und von dem Großvezier selbst in's Verhör genommen.

Der Kundschafter war jedoch so klug, bei der Aufforderung, den Inhalt der Briefe anzugeben, gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was in denselben enthalten war. Besondere Freude machte dem Großvezier der Ausspruch des klugen Kundschafters, dass sich gegenwärtig in Wien nur mehr 10.000 Mann befänden, wovon 3000 bereits gefallen seien; er entließ denselben daher ungestraft.

Als am 2. August der Feind zu Nussdorf und Klosterneuburg alle Schiffe und Flöße los machte und dieselben auf dem kleinen Arm der Donau herabströmen ließ, häuften sie sich vor den Bruchstücken der abgetragenen Schlagbrücke so an, dass man darüber gehen konnte; allein die aus der Leopoldstadt in die Stadt geflohenen Schiffer bekamen den Befehl, sie zur Nachtzeit hinwegzuräumen, was sie trotz des heftigen Feuers der Türken zur Ausführung brachten und hierfür von dem Commandanten und den Bürgern den lebhaftesten Dank ernteten.

Einem Bürger, der aus der Leopoldstadt beim Herannahen des Feindes in die Stadt geflohen war, gieng diese That der wackeren Schiffer so zu Herzen, dass er sich vornahm, der Stadt ebenfalls durch heldenmüthige Aufopferung zu dienen.

Da er hinlängliche Kenntnis von Sprache und Sitten der Türken hatte, er war ja ehemals Dolmetsch bei der orientalischen Compagnie gewesen, so bot er sich dem Stadtcommandanten als Kundschafter an. Das Anerbieten wurde

Digitized

bereitwilligſt angenommen und Kolſchitzky, ſo hieß der wackere und muthige Mann, unternahm in Begleitung ſeines Dieners Michalovitz, der ebenfalls die Sprache und Sitten der Türken kannte, am 6. Auguſt nachts zwiſchen 10 und 11 Uhr ſeinen erſten ſchweren Gang durch die Reihen der Feinde in das Lager des Herzogs von Lothringen.

Graf Guido v. Starhemberg, der Adjutant des Stadtcommandanten, gab dem muthigen Wiener Bürger durch das Schottenthor bis zu den Paliſaden hinaus das Geleite und ließ es auf dem Wege dahin an guten Rathſchlägen nicht fehlen. Schließlich verabſchiedete er ſich von Kolſchitzky mit dem Wunſche, daſs die wichtige Miſſion, welche er zum Wohle der Stadt Wien nun auszuführen bereit war, gelingen möge.

Es erhob ſich nun ein gräuliches Wetter, es ſtürmte, blitzte und donnerte fürchterlich; doch Kolſchitzky und ſein Gefährte giengen unverdroſſen weiter und gelangten bis an das Lazareth in die Währingerſtraße, wo ſich ſchon das türkiſche Lager befand. Weil aber der heftige Regen anhielt, ſetzten ſie ſich unter einem Baume nieder und erwarteten den anbrechenden Tag. Sobald es Licht geworden war, gieng er unerſchrocken durch das feindliche Lager und ſang ein türkiſches Liedchen, um bei den hin und wieder gehenden und reitenden Türken keinen Verdacht zu erregen.

Er kam nun an dem Zelte eines Aga [36]) vorüber, der ihn zu ſich rief, ihn ſeiner naſſen Kleidung wegen bedauerte und ihn fragte, woher er käme und wem er diene. Kolſchitzky antwortete ganz unbefangen, daſs er ein Belgrader Kaufmann ſei, der mit ſeinem Diener dem türkiſchen Heere gefolgt wäre und ſich damit befaſſe, den Türken Lebensmittel aufzuſuchen und zu liefern. Der Aga ließ ihm hierauf Caffee

Digitized by Google

reichen und entließ ihn mit der Warnung, sich nicht zu weit vorzuwagen, um nicht den Christen in die Hände zu fallen. Er beurlaubte sich dankend bei dem Aga und nahm seinen Weg, den türkischen Truppen vorsichtig ausweichend, durch den Wald und die Weinberge gegen Klosterneuburg. Weil er aber nicht wusste, ob Freund oder Feind hier hause, so kehrte er nach dem Kahlenbergerdorfe zurück. Auf der gegenüberliegenden Insel gewahrte er Leute, denen er winkte. Weil diese aber in ihm und seinem Diener Türken vermutheten, so schickten sie ihnen als Antwort einige Schüsse herüber, die zum Glücke das Ziel verfehlten. Kolschitzky rief nun in deutscher Sprache, dass sie Christen seien und von Wien kommen.

Ohne Anstand wurden beide auf die Insel übergefahren, wohin sich der Richter von Nussdorf und einige seiner Nachbarn vor den Türken geflüchtet, und nachdem sich die beiden vermeintlichen Muselmänner durch einen Pass legitimiert hatten, wurden sie schnellstens wieder auf das andere Ufer befördert.

Von da gieng es rasch in's kaiserliche Lager, welches zwischen Angern und Stillfried stand, hier wurde Kolschitzky und sein Diener sehr freundlich aufgenommen und reichlich bewirtet. Der Herzog von Lothringen nahm huldvoll die Briefschaften entgegen und versprach dem Überbringer derselben, am frühesten Morgen ein Antwortschreiben einhändigen zu wollen.

Der Abend war unterdessen herangekommen, den beiden wackeren Männern wurde in einem Zelte eine Lagerstätte angewiesen, damit sie ihre müden Glieder durch einen gesunden Schlaf für die morgige Reise zu stärken vermochten. Im Lager wurde es nach und nach ruhig, alles zog sich in

Digitized by Google

die Zelte zurück, nur die auf- und abgehenden Posten unterbrachen die fast unheimliche Stille.

Kolschitzky stand noch vor seinem Zelte, seine Blicke in der Richtung gegen Wien gewendet. Von einem Officier befragt, warum er noch nicht sein Lager aufgesucht habe, antwortet er, dass er noch ein Signal von Wien erwarte, welches um 10 Uhr erfolgen solle. Er habe nämlich die Verabredung getroffen, seine erfolgte glückliche Ankunft im kaiserlichen Lager durch eine Raketengarbe anzuzeigen; eine solche habe er gestern nachts bei Stammersdorf abgebrannt, aber noch sei keine Erwiderung von Seite der Stadt Wien sichtbar geworden.

Da traf der Officier schnell die Anordnung, dass einige Raketen abgebrannt wurden und siehe, es dauerte nicht lange, so stieg vom Stephansthurme aus über Wien eine mächtige Feuergarbe empor, die man im Lager wohl bemerken konnte. Jetzt war Kolschitzky zufrieden und begab sich zur Ruhe.

Am frühesten Morgen des 17. August wurde ihm ein Schreiben des Herzogs von Lothringen eingehändigt, welches den Trost enthielt, dass die Hilfstruppen täglich näher anrücken, Preßburg von den Österreichern erobert und ein doppelter Sieg über Tökely erfochten sei. Er und sein Diener traten den Rückzug an, wären aber bald in die Hände der Feinde gerathen. In Nussdorf krochen sie theils aus Besorgnis von den türkischen Posten entdeckt zu werden, theils des heftigen Regenwetters wegen in einen Keller, wo Kolschitzky großer Ermüdung halber eingeschlafen war, während Michalovitz Wache hielt. Bald erwachte der Schlummernde wieder und Herr und Diener verabredeten mit einander, was nun zu thun sei.

Digitized by Google

Da kam ein türkiſcher Soldat die Stiege herunter, und da er reden hörte, ſo machte er wieder „kehrt um“, damit er nicht etwa von ſeinesgleichen in einem Weinkeller [37]) geſehen werde. Darüber waren die beiden geängſtigten Flüchtlinge herzlich froh. Sie brachen wieder auf und gelangten glücklich in der Stadt an, wo ſie mit Freuden empfangen wurden.

Ihre glückliche Ankunft wurde der Armee, jenſeits der Donau, durch ſchwarze Rauchwolken, die man des Mittags von der Stadt aus aufſteigen ließ und des Nachts durch Raketen vom Stephansthurme, angezeigt. Kolſchitzky würde noch gerne ein zweitesmal den gefährlichen Weg in das kaiſerliche Lager unternommen haben, durch Verrätherei war er aber den Türken auf das erkennbarſte bezeichnet; er wäre, wenn er das Wageſtück unternommen hätte, gewiſs verloren geweſen, ohne der Stadt den mindeſten Nutzen bringen zu können.

Seinem Diener Michalovitz gelang es noch zweimal, unverletzt durch das türkiſche Lager zu kommen. Das letztemal bei ſeiner Rückkehr geſellte ſich ihm ein türkiſcher Reiter bei, mit dem er ſich in vertrautes Geſpräch einließ; Michalovitz war nun in Gefahr, von ſeinem Geſellſchafter in das türkiſche Lager gebracht zu werden, daher hieb er ihn, ehe derſelbe es ſich verſah, nieder, beſtieg deſſen Pferd, ſprengte davon und kam glücklich in die Stadt.

Die Stunde der Rettung ſollte nun auch für das belagerte Wien ſchlagen.

Am 11. September um Mitternacht war das chriſtliche Heer auf dem Saume des Kahlenberges angekommen; mit der Morgenröthe des 12. ſtieg es am öſtlichen Abhang den Berg hinunter. Die Schlacht begann nun auf dem linken Flügel; bei Nuſsdorf, bei Dornbach und auf der heute noch kennbaren Türkenſchanze bei Weinhaus, war der Kampf am

Digitized by Google

hartnäckigſten. Endlich wichen die Türken auf allen Punkten zurück. Gegen 5 Uhr abends drangen die erſten chriſtlichen Truppen bis in die Roßau vor und eine halbe Stunde ſpäter auch in das feindliche Lager. Allgemein war die Flucht der Türken; der Großvezier rettete mit genauer Noth die Fahne des Propheten, die er eiligſt ergriff und damit ſeinen Truppen nachſtürzte; fort gieng es nun in wilder Flucht bis Raab, wo das geſchlagene Heer wieder Stand hielt.

Groß war der Jubel in Wien, groß die Beute der Sieger und groß der Lohn, mit dem der Kaiſer die tapferen Vertheidiger Wiens bedachte.

Graf Rüdiger Starhemberg wurde zum Feldmarſchall erhoben, mit einem koſtbaren Ringe und hunderttauſend Reichsthalern beſchenkt, auch erhielt er den Stephansthurm in ſein Wappen. Die Glieder des Stadtrathes und der Bürgerſchaft, welche ſich beſonders hervorgethan hatten, erhielten den Titel kaiſerl. Räthe und goldene Ketten. Dem wackeren Kolſchitzky wurden die im Lager erbeuteten Caffeevorräthe als Eigenthum zugeſprochen, auch erhielt er die Erlaubnis das erſte Caffeehaus [38]) in Wien errichten zu dürfen. Auch der Stadtrath zeigte ſich dankbar gegen dieſe Männer: Starhemberg's Haus [39]) in der Stadt wurde von allen Abgaben befreit; Generale und Officiere wurden ebenfalls mit Geſchenken reich bedacht, Kolſchitzky erhielt das Haus Nr. 30 im ehemaligen Judenbezirk, der Leopoldſtadt, zum Geſchenk.

Unter den Vertheidigern der Stadt befand ſich auch ein Biſchof, namens Kollonitz, welcher eine wahrhaft ſegensreiche Thätigkeit entfaltete. Er war freiwillig von ſeinem Biſchofſitze Wiener-Neuſtadt herbeigeeilt, um Wien zur Zeit der Noth beizuſtehen. Während der Commandant der Stadt die Vertheidigung derſelben überwachte, nahm ſich der

Digitized by Google

edle Bischof der armen Kranken und Verwundeten an und sorgte dafür, dass in den Spitälern alles angewendet wurde, was deren Leiden mildern konnte. Täglich besuchte er die Spitäler selbst und sprach den Verwundeten und Sterbenden Worte des Trostes zu. Als endlich die schwere Prüfungszeit für Wien vorüber war, nahm er mehrere hundert armer Kinder, deren Eltern die grausamen Türken getödtet oder weggeschleppt hatten, zu sich und ließ dieselben auf seine eigenen Kosten erziehen und unterrichten. Ein so wohlthätiges Wirken wurde von allen Menschen gepriesen, und für immer bleibt der Name Kollonitz mit der Geschichte der zweiten Wiener Türkenbelagerung verknüpft.

Indessen Wien im Siegesrausche jubelte, harrte der Sultan in Belgrad der ersehnten Kunde von dem Falle Wiens. In Adrianopel, in Stambul wurden schon großartige Vorbereitungen getroffen, um die Truppen zu empfangen.

Daher wollte es niemand wagen, dem Großherrn die Nachricht von der Niederlage seines Heeres zu hinterbringen, endlich musste er doch davon Kunde erhalten, und einer seiner Günstlinge übernahm das undankbare Geschäft der Mittheilung. Da bemächtigte sich des Sultans eine unbeschreibliche Wuth, er gab in seiner ersten Aufregung den Befehl, dass alle Christen im osmanischen Reiche getödtet werden sollten; es kam jedoch nicht zu diesem Blutbade, bei ruhigerer Überlegung nahm er den grausamen Befehl wieder zurück, mit dessen Ausführung seine Untergebenen zum Glücke für die Christen gezögert hatten.

Dem Günstling des Großherrn, Kara Mustapha, gelang es noch für diesesmal den Sturm von seinem Haupte abzuwenden, doch entgieng er später seinem tragischen Schicksale nicht, der Fall von Gran kostete ihm das Leben.

Digitized

V.

Edle Rache.

Einer der wildeſten türkiſchen Zwingherren, namens Hamſa Bey, fahndete ſchon lange, aber vergeblich, auf zwei chriſtliche Heerführer, Adam Batthiany und Peter Szapary, die ſeinen Scharen durch den ſogenannten kleinen Krieg großen Schaden zugefügt hatten.

Einmal gerieth der jugendliche Held Szapary in einen Hinterhalt und wurde, mit Wunden bedeckt, gefangen genommen.

Der rachedürſtende Hamſa Bey ließ ihn ſorgfältig pflegen, um dem armen unglücklichen Opfer ſeine Rache deſto eindringlicher fühlen laſſen zu können. Nach einiger Zeit war der Schwerverwundete wieder ganz geheilt und war voll Bewunderung und Dankbarkeit gegen ſeinen Pfleger, denn eine ſolche Behandlung hatte er ſich von dem grauſamen, wilden Hamſa Bey am wenigſten erwartet.

Doch wurde der unglückliche Gefangene, der ſchon von dem Glücke träumte, bald in der Mitte der Seinigen zu weilen, urplötzlich aus dieſen ſüßen Träumen geriſſen, denn Hamſa warf die Maske ab und zeigte ſich im rechten Lichte, als unmenſchlicher Peiniger.

Der arme Szapary wurde, wie die andern Chriſten, an den Pflug geſpannt, muſste wie ein Laſtthier ziehen, und wenn ihm die Kräfte verſagten, ſo fiel grauſam die Peitſche nieder auf ſeinen entblößten Rücken, ſo daſs derſelbe von blutigen Striemen über und über bedeckt war.

Digitized by Google

Der junge Held ſah voraus, daſs er bei ſolcher Behandlung zugrunde gehen müſſe und bat ſeinen Peiniger um Freilaſſung gegen Erlegung einer hohen Summe. Dem verſtockten Türken war das Anbot zu gering, und er verlangte als Löſegeld eine ſo ungeheure Summe, die gewiſs nicht aufzubringen war.

Szapary's verzweifelte Gattin machte alles, was ſie beſaß, zu Geld, die Bewohner ſeiner Herrſchaft beſteuerten ſich freiwillig; doch es langten dieſe Mittel nicht. Selbſt eine vom Hofe zur Befreiung des chriſtlichen Helden bewilligte und eingeleitete Sammlung im ganzen Reiche führte zu keinem günſtigen Reſultat, und Szapary wäre gewiſs den Miſshandlungen erlegen, wenn ihn nicht ein anderer Umſtand gerettet hätte.

Seinem treuen Freunde Batthiany gelang es, einen der erſten türkiſchen Heeresfürſten gefangen zu nehmen, und gegen ihn wurde Szapary ausgewechſelt.

Abgehärmt und am Körper gebrochen, kehrte er zurück; doch unter der ſorgſamen und liebevollen Pflege ſeiner Gemahlin erholte ſich der Schwergeprüfte ſo raſch, daſs er bald wieder ſeinen Platz im Chriſtenheere einnehmen und tapfer mitſtreiten konnte.

Bei dem Entſatze von Wien und bei der Erſtürmung von Ofen war er unter den erſten Helden des Tages. Bei der Siegesfeier beim feſtlichen Mahle brachte der Herzog von Lothringen einen Trinkſpruch auf den tapferen Szapary aus und ſchenkte ihm Hamſa Bey, der in Gefangenſchaft gerathen war, mit dem Bemerken, daſs er mit ihm verfahren könne, wie es ihm gut dünke.

Der Held dankte dem edlen Herzog für die große Auszeichnung, mit der er ſeine geringen Verdienſte gewürdiget habe und nahm auch das dargebotene Geſchenk mit Befriedigung entgegen. Während der Tafel noch ſchickte er ſeinen

Digitized by Google

Diener, der auch in der Gefangenschaft der Gefährte seiner Leiden gewesen, in Hamsa's Kerker und ließ diesem ankündigen, dass er sich nun auf das rächende Strafgericht seitens seines Herrn gefasst machen könne.

Hamsa Bey erschrak über diese Botschaft gewaltig, denn er sah voraus, dass er von dem, den er fast zu Tode gemartert, nichts Gutes erwarten könne.

Nach dem Festmahle eilten Szapary und Batthiany in Hamsa Bey's Gefängnis. Szapary wendete sich an den Gefangenen und sprach: „Kennst du mich? Ich komme mich zu rächen!" „So räche dich", antwortete trotzig der Türke, „ich spotte deiner und fluche dir noch unter Todesqualen."

Feierlich erwiderte Szapary: „So fühle denn die Rache eines Christen, dem sein Glaube befiehlt, Böses mit Gutem zu vergelten. Ziehe in Frieden heim, ich schenke dir Leben und Freiheit, ohne Lösegeld, ohne jede Bedingung."

Ganz vernichtet durch Szapary's Großmuth, warf sich der Türke zu dessen Füßen und flehte um Verzeihung und um die Taufe, da der Christenglaube so erhabene Tugenden lehre! Schnell wurde ein Priester herbeigeholt. Hamsa empfieng die Taufe, bei welcher ihm Szapary als Pathe zur Seite stand.

Mehrere Stunden darnach starb der Neubekehrte, denn er hatte vor der Ankunft Szapary's in seinem Kerker Gift genommen, welches er beständig bei sich trug.

Das Leichenbegängnis des unglücklichen Mannes wurde mit großer Pracht gefeiert. Szapary gieng als erster Leidtragender hinter dem Sarge und traf noch die Anordnung, dass die sterblichen Überreste Hamsa's auf einem seiner Güter zur ewigen Ruhe gebettet wurden.

Digitized by

VI.

Kara Mustapha und die Sterndeuter.

Nachdem Kara Mustapha mit seinem Heere von Constantinopel nach Wien aufgebrochen war, hielt er seine erste größere Rast in Adrianopel; der Großvezier war wie Wallenstein von einem unersättlichen Ehrgeiz erfüllt und gerade so abergläubisch; er suchte so wie dieser aus der Stellung der Sterne sein Schicksal zu lesen und hatte stets drei arabische Wahrsager und Sterndeuter bei sich. Als er im Lager bei Adrianopel in seinem Zelte ruhte und von allerlei Zukunftsplänen ganz erfüllt war, brach plötzlich ein furchtbarer Sturm los, der das Zelt umstürzte und dem Großherrn den Turban vom Kopfe riss. Kara Mustapha erschrak heftig und mit ihm seine ganze Umgebung, welche diesen Unfall zu Ungunsten der türkischen Waffen deutete. Der Großvezier aber, dem seine Wahrsager schon früher „beständiges Glück bis vor die Pforten Roms" geweissagt hatten, fand in diesem Zeichen, dass das ungeduldig zürnende Siegesglück die osmanischen Waffen mit Windeseile auf den Feindesboden tragen werde.

Fast schien der Ausspruch des Großherrn in Erfüllung zu gehen, er stand ja bereits vor den Thoren Wiens und seine Scharen lagerten in 25.000 Zelten vor der Stadt Wien, dem Bollwerk der Christenheit, dem Schlüssel zu Deutschland. Vor allen Zelten ragte das Zelt des Kara

Digitized by Google

Mustapha, welches bei St. Ulrich ſtand, durch ſeine große Pracht hervor. Grün, wie die Hoffnung des Sieges, in Gold und Silber ſtarrend, die Wände und Fußböden mit den koſtbarſten Tapeten und Teppichen geſchmückt, abgetheilt in mehrere Gemächer zum Kriegsrath, zum Gebet, zur prunkenden Audienz, zum Bad und zur Ruhe. Edelſteine, in allen Farben blitzend, Perlen, edle Metalle, Sammt und Seide waren daran verſchwendet, im Werte von mehr als einer Million. Im innerſten Gemach war die Fahne des Propheten.

Siegesbewuſst und ſtolz, doch miſsſtaunig, ſaß der Großherr am Morgen des 15. Juli 1683 in ſeinem Zelt, ein böſer Traum hatte ihn beunruhigt, ihm träumte nämlich, daſs ſich eine große rothe Schlange um ſeinen Körper gewunden und ihn arg bedrängt habe.

Schnell ließ er ſeine Wahrſager kommen, damit ſie ihm den Traum deuten. Als er ihnen davon Mittheilung machte, erblaſsten alle drei, und keiner öffnete den Mund zur Traumdeutung. Kara Mustapha wurde unwillig und befahl einem von ihnen, ſogleich ſeine Meinung zu ſagen. Dieſer kniete nieder, kreuzte die Hände und ſprach: „O großmächtigſter Herr, verſchließe lieber deine Ohren; denn was ich dir künden kann, iſt nur Unheil und Unglück.“ —

Der Großvezier ließ den Wahrſager nicht ausreden, ſprang erzürnt auf und befahl ſeinen Sclaven dieſem eine derbe Züchtigung angedeihen zu laſſen. Die beiden andern, hiedurch erſchreckt, deuteten den Traum auf das Günſtigſte und wurden reich beſchenkt entlaſſen.

Kara Mustapha gieng aber nachdenklich in ſeinem Zelte auf und ab; denn die Worte des erſten Sterndeuters kamen ihm nicht mehr aus dem Sinn.

Digitized by

Die Belagerung der Stadt ließ ihn jedoch seinen bösen Traum bald vergessen, und wenn des Nachts die Waffen ruhten, so blickte er gen Himmel und sein eingebildeter Glücksstern leuchtete ihm schöner denn je.

Doch die Schlacht am Kahlenberge schreckte den Großherrn aus seinen Siegesträumen, 25.000 seiner Streiter fielen durch das Siegesschwert der Christen, 370 Kanonen, 15.000 Zelte, darunter auch jenes Kara Mustapha's, dessen Waffen und Streitross, eine Summe von zwei Millionen in Gold, ungeheure Vorräthe: 15.000 Büffel, Ochsen, Kameele und Maulthiere, 10.000 Schafe, 100.000 Malter Korn, ganze Magazine von Reis, Caffee und Zucker; auch eine unglaubliche Menge von Munition fielen den Siegern in die Hände; der übermüthige Großvezier rettete kaum das nackte Leben.

Bei Belgrad ereilte ihn sein Geschick; von dem christlichen Heere verfolgt und geschlagen, zog er sich die Ungnade seines Herrn zu, derselbe schickte ihm die „seidene Schnur" und Kara Mustapha wurde von seinen eigenen Leuten damit erdrosselt; bei seinem Ende gedachte er noch mit Schaudern seines Traumes von der rothen Schlange, die seinen Körper umstrickte. So ruhmlos endete ein Mann, vor dem die ganze Christenheit gezittert hatte!

Digitized by Google

VII.

Der Eſelritt in Hernals.

Um das Andenken an die glückliche Befreiung Wiens fortwährend zu erhalten, verordnete der Kaiſer, daſs jedes Jahr am 12. September eine feierliche Proceſſion abgehalten werde, welche von der Peterskirche zur Dreifaltigkeitsſäule auf dem Graben ihren Weg nehmen und dort ein öffentliches Dankgebet für die Rettung der Hauptſtadt abgehalten werden ſolle.

Aber auch durch zwei Volksfeſte — den „Eſelritt" und „Bäckeraufzug" — ſuchte man die Erinnerung daran wach zu halten.

* * *

So wurde zu Hernals jährlich am Tage des Kirchweihfeſtes ein ſehr poſſierlicher Aufzug begangen, den man „Eſelritt" nannte.

Nach dem Mittagsmahle verſammelten ſich die luſtigen Burſche dieſes Ortes in dem Gemeindehauſe, deſſen Thor ſorgfältig hinter ihnen wieder zugeſchloſſen wurde, um dem Gedränge der Neugier zu wehren.

Hier verkleideten ſie ſich nach Verabredung in Masken und ordneten ſich zu ihrem Zuge. Waren ſie bereit, ſo gab die wohlbekannte Halter- (Hirten-) Trompete durch dreimaliges Schmettern zur Freude des ſehr zahlreich aus der Umgebung zuſammengeſtrömten Volkes das Zeichen zum Anfang.

Digitized by Google

Das Thor geht auf und hinaus wallt in Reih' und Glied mit feierlich abgemeſſenen Schritten eine anſehnliche türkiſche Bande, die ſich in ihrem lärmenden Marſche durch das Geſpötte der Städter über den Erſatz der Flöten und Oboen, durch ein paar ſchnarrende Geigen, oder allenfalls der Fagotte, durch Dudelſack oder Baſsgeige, nicht irre machen läſst, ſondern in ſchönſter Ordnung den Zug durch die Gaſſen leitet. Wie Leid auf Freude, folgt dieſer eine Anzahl Chriſtenſclaven, paarweiſe, in armſeligen Kleidern, mit klirrenden Ketten behangen, umgeben und bewacht von grauſamen Janitſcharen. Bittend heben ſie die Hände empor und ihr Elend lockt manchen Kreuzer aus den Taſchen der Zuſchauer in ihre Sammelbüchſen. Wehe aber dem Mädchen, daſs ſich zu nahe hinzuwagt, es wird von den Janitſcharen ergriffen, muſs das Schickſal der Gefangenen theilen oder ſich loskaufen.

Nun folgt wieder ein Zug Janitſcharen, und horch! abermals Trompetenſtöße und die Krone des Zuges, ein tüchtiger wohlbeleibter Paſcha im ſchönſten morgenländiſchen Schmucke ſtolziert unter tauſend Neckereien und dem ſchallenden Gelächter des Volkes, auf einem ſchmucken Eſel und läſst ſich trotz des Verbotes Muhameds, den ihm häufig aus den Häuſern gereichten Wein wohl ſchmecken. Sein auf gleiche Weiſe berittenes Gefolge und das jauchzende Volk beſchließen den Zug, der ſich durch alle Gaſſen windet und dann wieder in das Gemeindehaus zurückkehrt. Hier werfen die Burſchen ihre Verkleidung von ſich, theilen das Geld aus ihren Sammelbüchſen und eilen in den Wirtshausgarten, wo ein fröhlicher Tanz das Feſt beſchließt. Unter der Regierung des Kaiſers Joſef II. wurde dasſelbe aufgehoben.

Digitized by Google

VIII.

Der Bäckeraufzug.

Während der zweiten Belagerung Wien's durch die Türken hatte sich die Bäcker-Innung, sowohl durch Tapferkeit als auch durch angestrengte Arbeit zur Versorgung einer so großen Menschenmasse mit dem nöthigen Brode sehr ausgezeichnet.

Zur Belohnung wurden daher den Bäckerjungen mehrere Freiheiten eingeräumt, von welchen jedoch die meisten, unter andern das Recht auf dem Hof Kegel schieben zu dürfen, bald wieder abgestellt wurden.

Nur der sogenannte Bäcker-Aufzug hatte sich am längsten erhalten.

Am Osterdienstag jedes Jahres nämlich zogen etwa fünfzig Bäckerjungen mit fliegender Fahne und türkischer Musik durch alle Gassen Wien's.

Die Söhne der Meister hatten hierbei dreieckige Hüte mit weißen Federn und einem Sträußchen von Flittergold geziert auf dem Haupte, sonst trugen sich alle gleich in veilchenblaue Staatsröcke und weiße Westen gekleidet.

Vor jedem Bäckerhause hielt der Zug; es ward aufgespielt, die Fahne geschwungen und aus einem großen Pokale dann die Gesundheit des Meisters getrunken. Bei den Vorstehern des Handwerkes, vor dem Hause des Bürgermeisters und auf dem Burgplatze vor der Wohnung des Kaisers,

Digitized by Google

wurde die Fahne dreimal geschwungen und der Toast weit lebhafter ausgebracht. Wenn so der Zug durch beiläufig fünf Stunden unter einer großen Schar von Zuschauern seine Runde in der Stadt vollendet hatte, endigte das Fest mit einem Schmause auf der Herberge, oder die Bäckerjungen fuhren in offenen Kaleschen in ihrem prunkhaften Aufzuge herum. Mit dem Jahre 1809 nahm auch dieser Aufzug sein Ende.

* * *

In das Jahr 1683 verlegt die Sage auch die Entstehung des so beliebten Wiener Gebäckes, der Kipfel.

Der Bäckermeister Peter Wendler, dessen Geschäft sich damals in der Stadt, Grünangergasse befand, war über die glückliche Errettung der Stadt aus der Türkengefahr außerordentlich erfreut und stimmte vom ganzen Herzen in den allgemeinen Jubel, der deshalb in ganz Wien herrschte, ein. In allen Straßen wurden Loblieder auf die Sieger und Spottlieder auf die Besiegten gesungen.

Man konnte es den Wienern von dazumal wahrlich nicht verargen, wenn sie ihrem Unmuthe und Spott gegen die barbarischen Türken in allen möglichen Formen Ausdruck zu verleihen suchten. Der eine gab seinem Hunde den Namen Sultan, der andere benannte den seinen Türk; ein dritter erfand ein derbes Sprüchlein; ein vierter schmückte sein Haus mit einem zutreffenden Schild. Bei Stichelreden kamen die Worte Mufti, Pascha, Pantoffelheld ꝛc. in Gebrauch.

Der Bäckermeister Wendler wollte aber seinen Spott durch eine besondere Art zum Ausdrucke bringen.

Er kam nämlich auf den Einfall, den türkischen Halbmond durch eine neue Art von Gebäck, welches er nach dem

Digitized by Google

ehemals auf dem Gipfel des Stephansthurmes prangenden Halbmonde Gipfel oder Kipfel nannte, lächerlich zu machen.

Seine Idee, noch vielmehr aber das neue ſchmackhafte Gebäck fand allgemeinen Anklang bei den Wienern, er konnte anfangs nicht genug Kipfel zum Verkaufe bringen. Bald fand das neue, vielbegehrte Gebäck auch bei allen andern Wiener Bäckern Eingang und ſeit jener Zeit ſind die Kipfel ein beliebtes, ja ſogar weltberühmtes Gebäck.

Freilich macht die Chronik dem ehrſamen Meiſter Wendler die Erfindung dieſes Backwerkes ſtreitig; denn ſie erwähnt, daſs die Kipfel ein uraltes Wiener Gebäck ſind, welches ſchon zur Zeit Leopold des Glorreichen allgemein bekannt geweſen war.

In dem „Fürſtenbuch“ des Wiener Dichters und Chroniſten Johann Ennenkel [40]) (Jans der Ennenkel) geſchieht desſelben Erwähnung, es heißt darin:

„Do prachten im die pechken
Chiphen und weiße Flecken,
Weißer dan ein Hermelein,
Une ſne der kund nit weißer ſein.“

(„Sodann brachten die Bäcken
Kipfel und weiße Flecken,
Weißer als Hermelin,
Selbſt der Schnee konnte nicht weißer ſein.“)

Digitized by Google

Anmerkungen.

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1]) Bis zum Jahre 1860 befand sich auf dem großen Thurme eine Uhr; der baufällige Thurm wurde bis zur Gallerie abgetragen und durch den Dombaumeister Schmidt wieder neu aufgebaut, die Uhr wurde jedoch aufgelassen und auf der Nordseite des Domes unterhalb der beiden Heidenthürme je eine Uhr angebracht.

[2]) Auf dem Kreuze steht neben dem Stadtwappen: „In diesem Zeichen wirst du überwinden 1683. Auf dich, o Herr, hab' ich gehofft, und werde in Ewigkeit nicht zu Schanden werden. Der Mond kam herab und das Kreuz hinauf 1686, da die Christen Ofen erobert. Der Adler aber kam 1687 hinzu. Wien wurde von den Türken am 14. Juli 1683 eingeschlossen und am 12. September unter Leopold I. entsetzt."

Auf dem Schwert des Adlers steht: „Der Vertheidiger dieser Stadt, 1683, war Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg, Feldmarschall. Auf des Kaisers Befehl und die Fürsorge Sr. Eminenz des hochw. Herrn Cardinalbischofes von Raab, Grafen Leopold Kollonits, der bei der Belagerung zugegen war, ist der Adler sammt dem Kreuz diesem Thurm aufgesetzt worden."

Im Scepter des Adlers ist zu lesen: „Anstatt des Mondes, den Leopold durch das Kreuz überwunden, wurde dieses Kreuz erhöht unter dem Bürgermeister Schuster und Kirchenmeister Radek, nachdem Kaiser Leopold I. es gut geheißen. Die Erhöhung geschah am Vorabende Allerheiligen."

Digitized by Google

[3]) Am Graben rann unter andern aus einem Brunnen weißer, aus dem andern rother Wein.

[4]) Wien zählte zu jener Zeit mehr Bäder (Stuben) als vielleicht die übrigen großen Städte Deutschlands zusammen. Ein eigenes Viertel der Stadt und ebenso ein Thor führte von den Bädern den Namen: Stubenviertel und Stubenthor. Die Abteien hatten eigene Bäder in ihren Höfen, vornehme Familien eigene Badstuben in ihren Häusern. Die öffentlichen Bäder waren aber meistens Schwitzbäder.

Mit der neuen Eintheilung der Stadt in Bezirke schwand die alte Gruppierung derselben in Viertel, statt der Namen: „Wimmer-, Stuben-, Kärnthner- und Schottenviertel" kam die Bezeichnung I. Bezirk in Gebrauch. Nur die heutige Stubenbastei hält noch durch ihren Namen die Erinnerung an die vielen Badestuben aufrecht.

[5]) Das Siechenhaus zum „Klagbaum" hatte seinen eigenen Priester, und zur obersten Aufsicht einen Vogt aus dem Rathe der Stadt. Der Meister und die Meisterin des Spitales waren gleich den Siechen klösterlich gekleidet, sie trugen ein „blautuchenes" Gewand und auf ihrem Mantel ein rothes Kreuz in einem rothen Ringe. Die armen Aussätzigen mussten für ihre karge Pfründe bei Tag und Nacht abwechselnd die Litanei und Gebete für die Wohlthäter des Hauses absingen.

Am 10. October 1785 wurde das Siechenhaus zum „Klagbaum" auf Befehl Kaiser Josef's II. aufgehoben. Der „Klagbaum" war ein düsteres ebenerdiges Gebäude von verwittertem Aussehen; nur zwei kleine fensterähnliche Öffnungen lugten nach außen. Die Kirche hatte einen niedern viereckigen Thurm und an ihrer Fronte nach der Wiedner Hauptstraße vier runde, dicht unter dem Simse liegende Fenster.

Am 11. Jänner 1787 erfolgte die öffentliche Versteigerung des Siechenhauses, sowie des dazugehörigen großen Gartens

Digitized by Google

zum Behufe seiner Abtheilung zu Baustellen (die heutige Klagbaumgasse, dann Nr. 62 und 68 in der Wiedner Hauptstraße).

[6]) Die Wehklag ist, nach dem Aberglauben alter Zeiten ein Spuk, der sich als rollende Kugel am Boden hinkollert und herzzerschneidenden Wehruf von sich läßt.

[7]) Dienstmann Otto's von Lichtenstein, Verfasser einer Reimchronik, welche als die wichtigste Quelle für die Zeit des Zwischenreiches, Ottokars von Böhmen und Rudolfs von Habsburg (deren Zeitgenosse er war), gelten kann.

[8]) Während des Zwischenreiches, wo auch Österreich wie Deutschland ohne rechtmäßigen Herrscher gewesen war.

[9]) Im Jahre 1785, wie schon erwähnt wurde.

[10]) Dass das Gesagte zum Theile auf Wahrheit beruhe, unterliegt keinem Zweifel; dafür spricht der Name „Wolfsau" (die heutige Brigittenau), noch mehr aber der zur Hintanhaltung jener zahllosen Raubthiere von der Geistlichkeit in Anwendung gebrachte „Wolfssegen", wobei die Stallungen der Hausthiere nächtlichen Räucherungen u. dgl. unterzogen wurden.

[11]) Leopold der Glorreiche gründete 1211 als Zufluchtsstätte für die Pilger und Kreuzfahrer ein Hospital des Heiligengeistordens. Das Hospital und das dazugehörige Kirchlein bei St. Anton lagen am jenseitigen Ufer des Wienflusses, und nahmen den Raum des jetzigen Obstmarktes vor dem fürstlich Starhemberg'schen Freihause ein. Nur ist dieses Hospital wohl zu unterscheiden von dem am linken Ufer (gleich außerhalb des Kärnthnerthores) in der Kumpflucke gelegenen Allerheiligenspitale — dem ersten und ursprünglichen Wohnsitze verarmter Bürger.

Nach der Stiftungsurkunde vom 27. Mai 1211, sowie den beiden Bestätigungsbriefen Friedrich des Streitbaren und König Ottokar's, führte in diesem Hospitium der Orden vom

Digitized by Google

heiligen Geiſte, der aus Montpellier in Frankreich nach Öſterreich kam, das Regiment. Zu den Gütern der „Heiliggeiſter“ gehörte auch eine Mahlmühle (die heutige Bärenmühle).

Bemerkenswert bleibt noch, daſs in dieſer Mühle der vaterländiſche Dichter J. Caſtelli (geb. 1781, † 5. Februar 1862) gewohnt hatte, und im humoriſtiſchen Einklange mit dem Schildzeichen des Hauſes ſeine bekannten Wiener Anekdoten unter dem Titel „Bären“ ſchrieb.

[12]) Der Betrieb dieſer Mühle währte bis zur Verſchüttung des Mühlbaches (1856), bei welchem Anlaſſe die Commune den Beſitzern das Waſſerrecht ablöste.

[13]) Kaiſer Karl IV., damals noch Markgraf, erzählt in ſeiner Autobiographie, daſs, als er auf der Reiſe nach Ungarn bei Pulkau in ſeinem Zelte übernachtete, ihn bei Sonnenaufgang ein Reiſiger mit dem furchtbaren Geſchrei geweckt habe: „Steht auf, o Herr! der Weltuntergang iſt nahe!“ Und als Karl ſich mit ſeinem Gefolge ſchnell aufraffte, ſahen ſie einen endloſen, die Sonne verfinſternden Zug von Heuſchrecken. Der Aberglaube jener Zeit glaubte auf den vorderen Flügeln dieſer Thiere die Buchſtaben I. D. zu bemerken, und deutete dieſelben als ira Dei (Zorn Gottes).

[14]) „Pfaffe“ war im Mittelalter der allgemein gebräuchliche, ehrende Ausdruck für „Prieſter“.

[15]) Seit dem Jahre 1691 Leopoldsberg genannt.

[16]) Viertel war ein öſterreichiſches Flächenmaß für Weingärten, deren eines 400 Quadratklafter oder ein Vierteljoch = 14·384 Ar enthielt. Die Viertel wurden wieder in fünf Pfunde eingetheilt, deren jedes 80 Quadratklafter = 2·87 Ar gemeſſen hatte.

[17]) Dieſe neue Truppe wurde dadurch gebildet, daſs von je zwanzig Häuſern ein Mann dazu geſtellt werden muſste. Aus dem Worte zwanzig, ungariſch husz und ar Löhnung, entſtand

Digitized by Google

ihr Name. Ihre Kleidung war ursprünglich von der heutigen sehr verschieden. Sie trugen knappe lange Beinkleider mit Bundschuhen, ein knappes Wams mit kurzen Schößen, das ein lederner Gurt zusammenhielt; darüber einen weiten Mantel ohne Pelz. Die Kopfbedeckung war eine hohe Mütze nach Art der Kosaken, mit einer Feder ohne Schildchen.

18) Von dem Worte Matsák, welches damals so oft genannt wurde, erhielt das Wirtshaus später den Namen Matschakerhof, den es nach seinem Umbau und seiner Umgestaltung zu einem eleganten Hôtel bis auf den heutigen Tag behielt.

19) Philipp Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim war in der Schweiz 1493 geboren und der Sohn eines Arztes. 1502 übersiedelte sein Vater von Einsiedeln nach Kärnten, wo Theophrastus studierte. 1513 trat er seine Universitätsreisen an, wurde Doctor der Medicin und Professor an der Baseler Universität. Man schrieb ihm die wunderbarsten Curen zu und glaubte, er besitze die Mittel Gold zu machen und das menschliche Leben zu verlängern, welcher Meinung er nicht widersprach, sondern vielmehr sie durch mystische Reden und Thaten bestärkte. Er durchzog halb Europa und langte auch 1538 in Wien an, wo er das größte Aufsehen erregte; er hatte sogar zweimal bei Ferdinand I. Audienz, der in ihm aber sogleich den verschlagenen Abenteurer erkannte.

20) Dominicus gelangte durch seine Frömmigkeit hoch zu Ehren. Anfänglich wirkte er als Ordensgeneral in Rom, dann wurde er als Legat an den Hof Kaiser Ferdinand II. gesendet und im dreißigjährigen Kriege schrieben viele Katholiken seinem Gebete hauptsächlich den Sieg in der Schlacht am weißen Berge zu. Er starb zu Wien 1631 und liegt unter dem Hochaltare in der Carmeliterkirche zu St. Josef begraben.

21) Das Crucifix, welches zu Ferdinand II. gesprochen haben soll, gehört jetzt zu den wertvollsten historischen Stücken

Digitized by Google

der kaiserlichen Schatzkammer. Kaiser Leopold I. verlangte es in seiner Sterbstunde (am 5. Mai 1705) und sprach kurz vor seinem Hinscheiden: „Von dir habe ich Scepter und Krone empfangen, zu deinen Füßen lege ich sie heut' nieder." Als sich im Jahre 1782 Papst Pius VI. in Wien befand und in der kaiserlichen Burg wohnte, hatte Kaiser Josef II. die Aufmerksamkeit, dieses merkwürdige Crucifix auf dem Kammeraltar des heiligen Vaters aufstellen zu lassen.

[22]) Das Gnadenbild führte nach seinem Urbilde in Passau den Namen Mariahilf. Zur Zeit der ersten Türkenbelagerung, wo die der Stadt zunächst liegenden Vorstädte abgebrannt wurden, damit die Belagerer keine sichere Stellung fanden, giengen auch die Kirchen in Flammen auf. Was von den Christen verschont wurde, legten die Türken in Asche; so die Kapelle im Schöff. Das Gnadenbild wurde mit genauer Noth durch den Meßner gerettet, welcher es in die Stadt zu St. Michael brachte. Hier im Oratorium war es durch lange Zeit zur Verehrung ausgesetzt. Im Jahre 1689 wurde es in die aus Stein gebaute Kapelle unter großen Feierlichkeiten übertragen.

[23]) Von dem Jahre 1730 wurde derselbe „Krakauer-Kalender" genannt und führt heute noch diesen Namen.

[24]) So nennt man die vornehmen, geehrten oder angesehenen Personen eines Ortes.

[25]) Pitsche, vom Altgothischen, englisch pitscher; Zimente, so genannt nach der gerichtlichen Maßbestimmung, Zimentierung.

[26]) Zur damaligen Zeit wurden zweierlei Biere ausgeschenkt. Die gewöhnliche Sorte von schwarzbrauner Farbe war das Gerstenbier, die hellere bessere das sogenannte Weißbier.

[27]) In Wien hat in Wirklichkeit ein Herr „Schabbenrüssel" gelebt (1534) und das nach ihm benannte Haus auf dem Haarmarkt (am Bergl Nr. 3) trug die Nummer 482. Hier starb

Digitized by

der Herr von und zum Schabbenrüſſel und ruht in der Stephanskirche; ſein Grabſtein befindet ſich neben dem unteren Seiteneingange, der ehemaligen Meßnerwohnung gegenüber.

[28]) Urſprünglich wurde dieſes Denkmal bald „daz new ſtainen Kreucz ob Meurling am Wienerperg" bald auch, insbeſondere vom 1488 „die Marterſeul" genannt. Die ſonderbaren Benennungen: „Spinne-, Spinner-, Spinnenkreuz und Spinnerin am Kreuz" erhielt es erſt ſeit 1720, doch herrſcht über deren Bedeutung gänzliche Dunkelheit.

Im Jahre 1599, da dieſe Säule ganz ſchadhaft geworden war, ließ ſie der Stadtrath durch die Bildhauer Lorenz Murmann und Valerian Gerold herſtellen und mit Steinbildern verſehen. Im Jahre 1598, da die Chriſten Raab wieder erobert hatten, wurden auch hier, wie in alle Kreuzſäulen Öſterreich's die Verſe eingehauen: „Sagt Gott dem Herrn Lob und Dank, daſs Raab wieder kommen in Chriſten Hand." In der Nähe dieſes Denkmales befand ſich auch die älteſte Richtſtätte für Verbrecher.

[29]) O r d r e bedeutet ſoviel als Verordnung, Befehl, Auftrag, Gebot, Geheiß; auch Loſungswort (gleichbedeutend mit P a r o l e.)

[30]) Die Waſſernoth des Jahres 1862 war eines der furchtbarſten Elementarereigniſſe von denen Wien heimgeſucht wurde. Seit der großen Ueberſchwemmung im Jahre 1830 konnte die Chronik kein gräſslicheres Ereignis verzeichnen. Was das Unglück noch vergrößerte, war, daſs auf die Waſſerflut ein ſtarker Froſt folgte, der ſie in ſtarre Banden legte.

Von dem Augarten aus, konnte man die furchtbare Verheerung ſehen, welche das wüthende Element angerichtet hatte. Die ſtarke, faſt einen Meter dicke Mauer, die den Park auf der Stelle gegen die Donau zu einfriedet, lag geborſten und zerſchellt da, an dem Damme war eine Unmaſſe Holz im Eiſe feſtgefroren. Die

Digitized by Google

Straßen, so wie Gärten in der Brigittenau waren in eine Eisfläche verwandelt, auf der die Leute sorglos herumwandelten, (nur mit einem Passierschein konnte man erstere betreten — eine berechtigte Maßregel um die zahlreichen Neugierigen abzuhalten). Die Bäume der Auen ragten aus der Eisfläche empor. Der Damm des Augartens war zu jeder Stunde des Tages von Menschen dicht bedeckt, welche die Stätte des Elendes in Augenschein nahmen und die armen von dem Schicksale so schwer heimgesuchten Unglücklichen in jeder Weise zu unterstützen suchten.

Die Jugend, die glücklicherweise für die Schwere des Unglücks noch nicht das richtige Verständnis besitzt, peitschte über die spiegelglatte Fläche hunderte von kleinen flachen Steinen, die mit einem dem Vogelgezwitscher ähnlichen Geräusch in rasender Schnelle dahinflogen.

Die große Taborbrücke wurde bis auf drei Joche von der Flut hinweggefegt und in Zwischenbrücken sah es am gräulichsten aus, viele Häuser waren eingestürzt, manche vom Strome ganz hinweggespült, beschädigt aber alle.

Zum großen Glücke trat in März langsames Thauwetter ein, welches das Eis zerfraß, sonst hätte das unheimliche Schauspiel Wiederholung gefunden.

[31]) Janitscharen, türkische Miliz, welche von dem Sultan Urchan 1328 errichtet, aber erst 1362 von Sultan Murad I. organisiert wurde. Es ward nämlich von allen kriegsgefangenen Christenkindern das fünfte ausgehoben, türkischen Landleuten zur Erziehung im Islam übergeben und von Jugend auf an Strapazen und Blutvergießen gewöhnt. Der Stifter des Derwischordens, Scheich Hadschi Begtasch, gab der neuen Kriegerschar (Jenitscheri d. i. neue Schar) seinen Segen, indem er den Ärmel seines Filzmantels auf den Kopf eines Anführers derselben legte, so dass derselbe über den Kopf desselben rückwärts herabhieng. Zum Andenken an diese Begebenheit erhielten die

Digitized by

Janitscharen die weiße Filzmütze (Börek) mit dem herabhängenden Ärmel (Ketsche).

Ihre Bewaffnung im Kriege bestand in einer schweren langen Flinte mit kurzem Kolben, einem kurzen Säbel und einem langen Messer mit einem gabelförmigen Heft, auf welchem die Flinte zum sicheren Zielen aufgelegt werden konnte. Dazu kam noch ein im Gürtel steckendes Pistol, ein Pulverhorn und ein lederner Sack zum Aufbewahren der Kugeln.

Die Janitscharen griffen den Feind kühn, aber ohne Ordnung und Plan mit dem Geschrei „Allah"! an, durften aber nach dem dritten Angriff ungestraft die Flucht ergreifen.

[32]) Das Neugebäude, gegenwärtig ein Pulvermagazin, befindet sich gegenüber dem Centralfriedhofe bei Simmering, an dessen Stelle stand das großherrliche Zelt, „innen eitel Gold und Sammet mit den herrlichsten Perlen. Der Divan, auf dem er seine Paschas und Gesandten hörte, war von Goldstoff, rings umher Polster von Goldbrokat mit herrlich blitzenden Rubinen, Saphyren und Hyacinthen geschmückt. Am Fußboden prächtige Teppiche, an den Wänden die kostbarsten Tapeten; von außen war das Zelt mit goldenen Knöpfen geziert. Um dieses mittlere Hauptzelt standen in gleichen Entfernungen viele minder prächtige der Minister und der Günstlinge. Rund herum eine große Anzahl Geschützes. Die Lage, Gestalt und Ausdehnung des großherrlichen Zeltes zeigte das von Rudolf II. an derselben Stelle errichtete Neugebäude, das lange ein kaiserliches Lustschloss mit einer Menagerie gewesen, das bei der zweiten Türkenbelagerung von den Türken wohl verschont, aber 1704 von den ungarischen Rebellen zerstört wurde.

[33]) „Allah" bedeutet in der türkischen Sprache Gott.

[34]) Die Sage, dass die Türken durch Minen bis an das Haus, zum Heidenschuss genannt, gekommen, dort aber von den Bäckern entdeckt worden seien, und dass dasselbe deswegen seinen

Digitized by Google

Schild, den reitenden Türken und jenen Namen bekommen habe, entbehrt jedes Grundes. Die Minen der Türken reichten nie weit unter die Stadtmauer hinein und das Haus hatte jenen Namen schon lange vor der Belagerung, von der alten Familie Hayden, wie dies selbst eine Urkunde vom 10. October 1528, mithin ein Jahr vor der Belagerung, beweist, wo Jakob Nagel „der heiligen Geschrifft Doctor," sich mit den Schotten als Grundherren abgefunden hatte, „wegen irer zwey Hewser hie ze Wien, genannt im Khiel, gegen dem Haws über, da der Haydt scheust."

35) Marcus Arvianus starb 1699 in einem Alter von 62 Jahren zu Wien, verehrt wie ein Heiliger. Von den Wiener Frauen wurde sein Leichnam auf lauter Rosen gebetet und deshalb viele Gärten ihrer Flur beraubt. Die kaiserliche Garde musste mit vieler Mühe dem ungeheueren Zulauf in die Sacristei der Capuziner wehren, wo er aufgebahrt lag.

36) Aga — bei den Türken ein Aufseher, Befehlshaber, Anführer.

37) Der Koran, das heilige Buch der Mohamedaner, verbietet den Gläubigen das Weintrinken.

38) Das erste Wiener Caffeehaus befand sich in der kleinen Bischofgasse (Nr. 845, neu Nr. 6 in der Domgasse; damals zum rothen Kreuz beschildet). Von da kam es auf die Brandstatt und dann in's Schlossergäßchen zur „blauen Flasche", wo es bis zu Kolschitzky's Tode 1703 verblieb. Seine Erben verlegten das Caffeehaus in eine Hütte nächst der Ferdinandsbrücke. (Praterstraße 2). „Bruder Herz"! lautete Kolschitzky's Ansprache an jedermann, und auch ihn nannte jeder so. Der Vorstand der hiesigen Caffeesieder bewahrt das Bildnis des braven Polen.

Das erste Caffeehaus war, im Gegensatze zu unseren heutigen prächtigen Localen, eine lange niedere Halle, in der rückwärts

Digitized by

auf einem Herde ein gewaltiges Feuer praſſelte, an welchem Kochtöpfe und Keſſel aller Größen ſtanden, in denen der köſtliche Trank dampfte.

In der Mitte des Locales hiengen von der Decke zwei Laternen herab. An den Wänden rings herum liefen rohgezimmerte Bänke, auf denen ſich die Gäſte beliebig lagerten; Tiſche gab es keine, die Schalen ſtellte man entweder neben ſich auf die Bank, oder man hielt ſie in der Hand, was bei dem Umſtande, daſs dieſelben die Größe von Suppenſchalen hatten und aus Holz oder Zinn waren, nicht eben ſehr bequem geweſen ſein muſs.

[39]) Im Jahre 1683 bei dem Anmarſche der Türken loderte das Freihaus auf Befehl des Beſitzers — des heldenmüthigen Stadtcommandanten Ernſt Rüdiger von Starhemberg — in Flammen auf; wurde aber bald nach dem Entſatze Wien's in weit größeren Dimenſionen und zwar mit Einbeziehung eines Theiles ſeiner früheren Gärten, aus dem Schutte erhoben. Die heute noch ſtark verbreitete irrige Meinung: Der Stadtrath hätte die Beſitzung zum Beweiſe der Dankbarkeit gegen den ſtandhaften Vertheidiger Wien's von allen Abgaben befreit und davon ſtamme der Name „Freihaus", hatte ſchon längſt Freiherr v. Hormayr widerlegt; es iſt nur diesbezüglich noch zu bemerken, daſs jenes Haus, welches der Stadtrath acht Tage nach dem ruhmvollen Entſatze von allen Contributionen und Steuern frei erklärte, in der Krugerſtraße lag, die Nummer (1013) und das Schild „zur weißen Lilie" trug.

[40]) Jans der Ennenkel, geb. 1227, lebte zu Wien in in ſeinem Hauſe und ſtarb zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Seine Werke ſind: 1. das Fürſtenbuch von Öſterreich und Steier. 2. Univerſal- und Weltchronik, enthaltend die Geſchichte des alten Teſtamentes bis Simſon und die weltliche Geſchichte bis Kaiſer Friedrich II.

Digitized

Eine anmuthig geschilderte Scene aus dem Fürstenbuch ist jene, wo berichtet wird, wie Leopold der Glorreiche sich zum Weihnachtsfeste nach Wien begibt, den Wienern 30.000 Mark Silber leiht und die Handveste ausfertiget, wornach sie alle bei den Fremden seit langem ausstehenden Schulden sogleich eintreiben konnten; wie ihn die Wiener durch einen Festzug ehren, bei welchem alle Corporationen und Stände vertreten sind, welche die verschiedenlichtsten Geschenke zu Füßen des edlen Herzogs niederlegen.

Druck von Ludwig Mayer (Rudolf Brzezowsky) in Wien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

26267.54
Sagen und geschichten der stadt Wie
Widener Library 003331767
3 2044 089 080 238

Digitized by Google